

An aerial photograph of a boxing match in progress. Two boxers are in the ring; one is in a defensive stance while the other is attacking. The ring is surrounded by a large, dense crowd of spectators seated in tiered rows. The text "Dabei sein ist nicht alles. Das Sportheft" is overlaid in the center of the image.

Dabei sein ist nicht alles.
Das Sportheft

Fußball mehr als Sport

Die kickende F-Klasse

Die deutsche Frauennationalmannschaft ist aktueller Fußball-Weltmeister. Was heute selbstverständlich ist, war vor 40 Jahren undenkbar. Bis 1970 war den Frauen das Fußballspielen vom DFB verboten. Mehr dazu findest Du in unserem Dossier Frauenfußball.

bpb.de/frauenfussball

Rechts außen

Das Fest unter Freunden ist vorbei, mehr und mehr machen rassistische Anfeindungen den Clubs zu schaffen. Gehe in unserem Themenschwerpunkt Rassismus und Fußball der Frage nach, woher die neue Gewalt in den Stadien kommt.

bpb.de/rassismus-und-fussball



Dabei sein ist alles, jubeln die Sportliebhaber in Anlehnung an Pierre de Coubertin, den Begründer der olympischen Bewegung. Sport begeistert Menschen jeglichen Alters und jeglicher Herkunft. Wer Sport treibt, bleibt fit, erlebt Teamgeist und knüpft Freundschaften.

„Dem Begriff Profisport fehlt ein t“, bemerken dagegen die Skeptiker. Vereine werden zu Unternehmen, einige wenige Sportstars zu Großverdienern und Fans zu konsumierenden Statisten. Die zunehmende Kommerzialisierung verändert nicht nur Anstoßzeiten und Gehälter. Sie verändert ganze Sportarten, um sie fernsehtauglicher zu machen. Das Gleichheitsversprechen des Sports, in dem die Regeln für alle gelten und Fairness ein hohes Gut ist, kehrt sich um in eine neue Klassengesellschaft. Das geht bis in die Architektur der Stadien, dieser postmodernen „Hysterieschüsseln“.

Zwischen diesen Extremen bewegt sich der moderne Sport unserer Zeit: Freude an der Bewegung und Spaß am emotionsgeladenen Gemeinschaftserlebnis auf der einen Seite, globale Kommerzialisierung bis zum kontinuierlichen, systematischen Doping auf der anderen. *fluter* begibt sich in dieses Spannungsfeld, das den widersprüchlichen Zustand unserer Gesellschaft zeigt.

Diese Ausgabe ist die vorerst letzte, die wir in Kooperation mit den Kolleginnen und Kollegen von *Süddeutsche Zeitung Publishing* realisiert haben. Sie haben in den vergangenen Jahren entscheidend dafür gesorgt, dass *fluter* ein bekanntes und anerkanntes Magazin wurde, das mittlerweile Zehntausende erreicht, unterhält und informiert. Sie haben mit ihrer Arbeit hohe Maßstäbe gesetzt, die ihren Nachfolgern ein Ansporn sein werden. Vielen Dank dafür und viel Erfolg auf den weiteren journalistischen Wegen! *Thorsten Schilling*

04	Lebensläufe: So finden Menschen zum Sport.
10	Maßarbeit: Klaus Theweleit über Körperkult.
14	Geldspritze: Sport und Geld in Deutschland.
15	Kreisläufe: Wie jung müssen Olympische Spiele sein?
16	Belastungstest: Besuch bei einer Fußball-Eliteschule.
21	Grenzerfahrung: Wann gehen Sportlern die Rekorde aus?
22	Netzwerk: Timo Boll über China und die Spiele in Peking.
26	Dachverband: Ein Architekt, der nicht gern ins Stadion geht.
31	Quotenregelung: Sport ist vom Fernsehen abhängig.
32	Platzanweisung: Kleine Fouls, okay. Aber Fair Play ist wichtig.
34	Aussteiger: Sport kann echt den Charakter verderben.
36	Treppchenwitz: Manchmal ist Dabeisein wirklich alles.
40	Sportanlagen: Manchmal ist Geldverdienen alles.
43	Graswurzeln: Bei Fortuna Köln bestimmen jetzt die Fans.
44	Blutsverwandte: Doping hat über Sport hinaus Bedeutung.
47	Impressum
48	Vorreiter: Surfen beweist: Sport ist ein Lebensgefühl.
50	Trommelwirbel: Zum Schluss singen sie Hymnen.



König des Sports

Sports Illustrated und der britische Fernsehsender BBC haben Muhammad Ali zum Sportler des 20. Jahrhunderts ernannt. Ganz zweifellos ist der 1942 geborene Boxer aus Kentucky eine Ikone – und der Beweis dafür, dass einfach dabei zu sein nicht alles ist: Siegermentalität, politisches Engagement und der Umgang mit den Medien – all dies wurde von Muhammad Ali geprägt wie von keinem anderen.



Gewinnspiel

Die Sporttrilogie von Oscar-Preisträger Pepe Danquart: *Am Limit* über die Kletterer Thomas und Alexander Huber, *Höllentour* (Tour de France) und *Heimspiel* über den Eishockey-Verein Eisbären Berlin – zu gewinnen auf fluter.de. Zudem verlosen wir drei Exemplare des Buches: *Wer macht den Sport kaputt? Doping, Kontrolle und Menschenwürde*.

Fertig? Los!

Fünf Beispiele,
wie Menschen
zum Sport ge-
funden haben...

...durch den Wunsch, gewaltfrei zu leben

„Wenn du mit dem Boxen beginnst, dann um dich auszupowern, um Aggressionen abzubauen. Es ist der Sport, bei dem man vielleicht am besten beweisen kann, was für ein Mensch man ist: bei dieser Eins-gegen-eins-Situation im Ring. Vor etwa acht Jahren habe ich mit dem Boxen begonnen. Damals noch in Bochum, wo ich herkomme. Zu der Zeit machte ich einige Probleme: Ich prügelte mich und probierte Drogen aus. Meine Eltern bestraften mich mit Hausarrest, zum Boxen durfte ich aber weiter gehen. Jetzt lebe ich in Berlin und gehe dem Sport bei ‚Boxen statt Gewalt‘ nach. Das Projekt gibt es seit etwa 14 Jahren. Wir sind mittlerweile mehr als 200 junge Boxer – einige noch Kinder, andere junge Erwachsene. ‚Boxen statt Gewalt‘ wurde von dem Unternehmer und Exboxer Harald Lange ins Leben gerufen. Finanziert wird es von privaten Sponsoren. Die stecken jeden Monat etwa 10 000 Euro in dieses Projekt. Dafür sind an sechs Tagen in der Woche Be-



Steffen Merker, 21, ging von Bochum nach Berlin und fand dort das Projekt „Boxen statt Gewalt“.

treuer für uns da – darunter der langjährige Olympia-Boxtrainer Otto Ramin. Es wird hart und diszipliniert gearbeitet. Die Boxer stammen aus über einem Dutzend verschiedener Länder, in der Halle sprechen aber alle nur Deutsch, aus Respekt vor den Trainern, die natürlich alles verstehen wollen, was wir sagen. Die Trainer und Betreuer kümmern sich auch abseits der Halle um uns. Wenn einer Probleme hat, versuchen sie zu helfen. Und auch, wenn einer Probleme macht. Viele von uns sind durch Gewalttaten aufgefallen, doch die meisten, etwa 80 bis 90 Prozent,

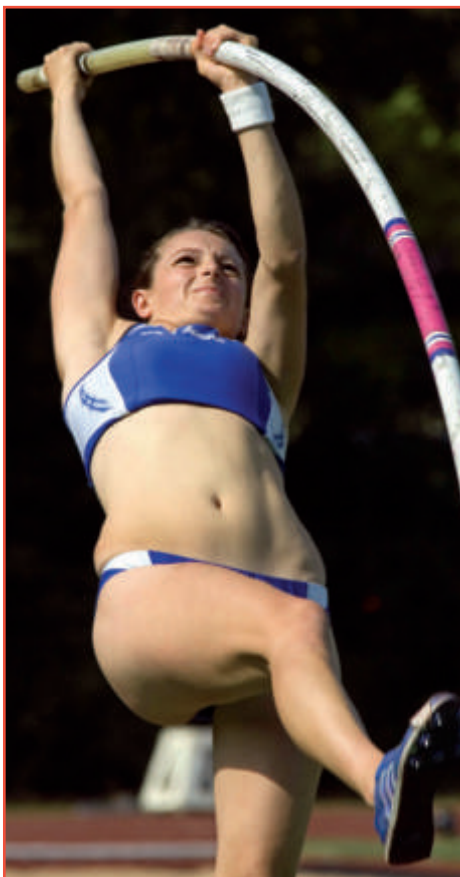
werden nicht wieder straffällig. Und wer talentiert ist, der wird gefördert. Das ist auch einer der Gründe, warum ich nach dem Umzug nach Berlin ausgerechnet hierher gekommen bin: Ich mache eine Ausbildung in einem Unternehmen, das es mir ermöglicht, Job und Sport unter einen Hut zu bringen. Mittlerweile engagiert sich auch der Sauerland-Boxstall für unser Projekt. Dort ist neben dem Weltmeister Arthur Abraham auch Faruk Shabani unter Vertrag. Als Profi ist Shabani in 13 Kämpfen ungeschlagen. Auch er hat beim Projekt ‚Boxen statt Gewalt‘ angefangen.“

...durch ein Video im Internet inspiriert

„Ich habe Parkour Anfang 2005 über das Internet kennengelernt. Damals hatte ich kaum Kontakt zu anderen Menschen, weil ich den ganzen Tag lang Computer gespielt habe. Parkour hat mich von einem auf den anderen Tag da weggeholt. Ich habe einfach den Rechner ausgemacht und bin rausgegangen. Parkour, das ist die Kunst der effizienten Fortbewegung ganz ohne Hilfsmittel. Der Sportler heißt Traceur. Er versucht, so schnell wie möglich vor ihm liegende Hindernisse zu überwinden, zum Beispiel Mauern und Zäune. Ein Freund und ich waren die Ersten, die das in Berlin trainiert haben. Später sind wir auf zwei weitere Traceurs gestoßen und haben unser Team gegründet. Trotzdem verstehe ich Parkour nicht als Gruppensport. Wenn ich vor einem Sprung stehe, der mir Angst macht, dann kann mir niemand dabei helfen. Heute versuche ich, vier- bis fünfmal in der Woche rauszugehen. Dann trainiere ich meistens direkt vor meiner Haustür im Wald, gehe laufen und mache Krafttraining, übe Sprünge an Bäumen und verbessere meine Technik. Zweimal pro Woche treffe ich mich mit den Jungs, zum Beispiel beim Velodrom in Berlin. Wir suchen uns oft öffentliche Plätze für die Übungen. Es kam aber auch schon vor, dass wir auf Privatgrundstücken trainiert haben, ohne es zu wissen, zum Beispiel an Bäumen vor einer Reihenhaussiedlung. Wenn die Bewohner sich gestört fühlen, dann respektieren wir das und ziehen weiter. Beim Training laufen wir bis zu sechs Stunden lang durch unsere Gebiete und inspirieren uns gegenseitig zu neuen Sprungtechniken. Die Belastungen für den Körper sind enorm. Deshalb ist es wichtig, viele Muskeln aufzubauen, um die Gelenke zu unterstützen. Prellungen und Schürfungen kommen schon mal vor. Wenn man das Training ernst nimmt, ist Parkour aber weniger gefährlich als Fußball. Der Körper steht im Mittelpunkt. Daher rauche und trinke ich nicht und ernähre mich vernünftig. Parkour ist für mich auch eine Art Lebensphilosophie. Der Sport hilft mir, im Alltag rational an Probleme ranzugehen und ruhig zu bleiben. Ich versuche Gefahren genauso abzuschätzen wie vor einem Sprung. Auch wenn wir heute in Shows und Werbefilmen auftreten: Das ist nur ein netter Nebenerwerb. Parkour ist viel mehr – ein *way of life*.“



Betonsport: Ben Scheffler, 21 (Mitte), gründete mit Freunden das Berliner „Team ADD“.



Die 24-jährige Kristina Gadschiew vom LAZ Zweibrücken hofft, bald nach Peking zu fahren.

...durch Trainer im Schulsport entdeckt

„Ich habe zurzeit ein ganz großes Ziel vor Augen: die Olympischen Spiele in China. Als eine von fünf Springerinnen habe ich die Chance, mich noch für die deutsche Mannschaft zu qualifizieren und im August in Peking dabei zu sein. Stabhochsprung mache ich schon seit der Schulzeit. Kurz nach meiner Einschulung im pfälzischen Zweibrücken haben uns zwei Trainer vom örtlichen Verein im Sportunterricht besucht, um nach Talenten Ausschau zu halten. Mit zwölf Jahren wurde ich zum Training eingeladen, und Stabhochsprung hat mir direkt Spaß gemacht, auch wenn ich bis heute nicht ganz schwindelfrei bin. Die Mischung aus den Disziplinen Laufen und Springen hat mich gereizt. Außerdem war die Sportart damals für Frauen noch ziemlich neu. Mit 14 habe ich an den ersten Wettkämpfen teilgenommen, mit 17 bin ich aber in ein sportliches Tief gerutscht. Damals stand ich kurz vor dem Abitur, und mir waren Verabredungen mit Freunden wichtiger als Wettkämpfe. Da fehlte mir die nötige Motivation. Vor vier Jahren habe ich aber einen neuen Trainer bekommen. Dann bin ich 4,10 Meter gesprungen, zwanzig Zentimeter hö-

her als mein alter Rekord, und das trotz der zweijährigen Pause. Seitdem bin ich wieder vorn dabei und trainiere sechs- bis achtmal in der Woche, jeweils zwei bis drei Stunden. Durch meine Leistungen bekommen mein Verein und ich Fördergelder vom Deutschen Leichtathletik-Verband. Der Sport ist zu meinem Nebenjob geworden, mit dem ich mir mein Lehramtsstudium in Kaiserslautern finanziere. Beides zu kombinieren ist kein großes Problem, die Dozenten nehmen Rücksicht, wenn ich wegen Wettkämpfen häufiger als erlaubt in der Uni fehle. Allerdings wird mein Studium dadurch länger dauern als normal. Ich bin fast jedes Wochenende mit dem Stabhochsprung unterwegs. Mein neuer Sprungrekord sind 4,50 Meter. Mit dieser Höhe habe ich eine Bedingung erfüllt, um bei den Olympischen Spielen antreten zu dürfen. Ob mein Traum in Erfüllung geht, entscheidet sich aber erst bei den Deutschen Meisterschaften Anfang Juli. Da müsste ich mindestens Dritte werden. Der Druck, dort nicht zu versagen, ist hoch. Was danach passiert, darüber möchte ich mir heute noch keine Gedanken machen. Ich sehe mich in der fernerer Zukunft allerdings eher als Lehrerin, weniger als Profisportlerin. Die körperliche Belastung beim Stabhochsprung wäre mir auf die Dauer doch zu groß.“

...durch den Anruf eines Journalisten

„Angefangen hat alles mit den Paralympics 2004. Damals wurde Blindenfußball im Fernsehen gezeigt. Dann riefen beim Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverband, wo ich Referent bin, Journalisten an und wollten wissen, was Blindenfußball genau ist – das wussten wir damals selbst nicht. Zwei Jahre später haben wir einen Workshop organisiert. Am dritten Tag gab es das erste Spiel. Sportlich gesehen, war das der schönste Moment in meinem Leben – dazustehen und zu wissen: Das ist das erste Blindenfußballspiel in Deutschland, und du bist dabei. Viele Menschen können sich gar nicht vorstellen, wie das gehen soll, ohne dass man den Ball oder das Tor sehen kann. Wir spielen mit einem rasselnden Ball, die Verteidiger müssen *voy* rufen, also spanisch für ‚ich gehe‘, bevor sie

den ballführenden Spieler angreifen. Koordination und Verständigung auf dem Feld sind eine Herausforderung, aber gerade deshalb stärkt das Spiel mein Selbstbewusstsein: Es gibt sonst keine Situation, wo man als Blinder einfach mal drauflosläuft, ganz ohne Hilfsmittel. Diese Bewegungsfreiheit gibt mir ein anderes Lebensgefühl. Auch wenn uns Blindenfußballer einiges verbindet und jeder jeden kennt, geht es auf dem Feld zur Sache. Blindenfußball ist körperbetont, und es gibt genauso viele Fouls wie bei den Sehenden. International ist Deutschland aber noch Blindenfußballentwicklungsland. Bei der EM sind wir Siebter geworden – von sieben. Ich selbst bin kein Nationalspieler, ich wäre es gern. Aber dafür müsste ich viel mehr trainieren und auf Lehrgänge fahren. Ich bin verheiratet und habe drei Kinder. Der Preis wäre wohl, dass ich irgendwann mit einer Medaille in der Hand nach Hause komme – und der Schlüssel passt nicht mehr ins Schloss.“



Und dann raus aufs Feld: Reiner Delgado, 38, spielt seit vier Jahren Blindenfußball.



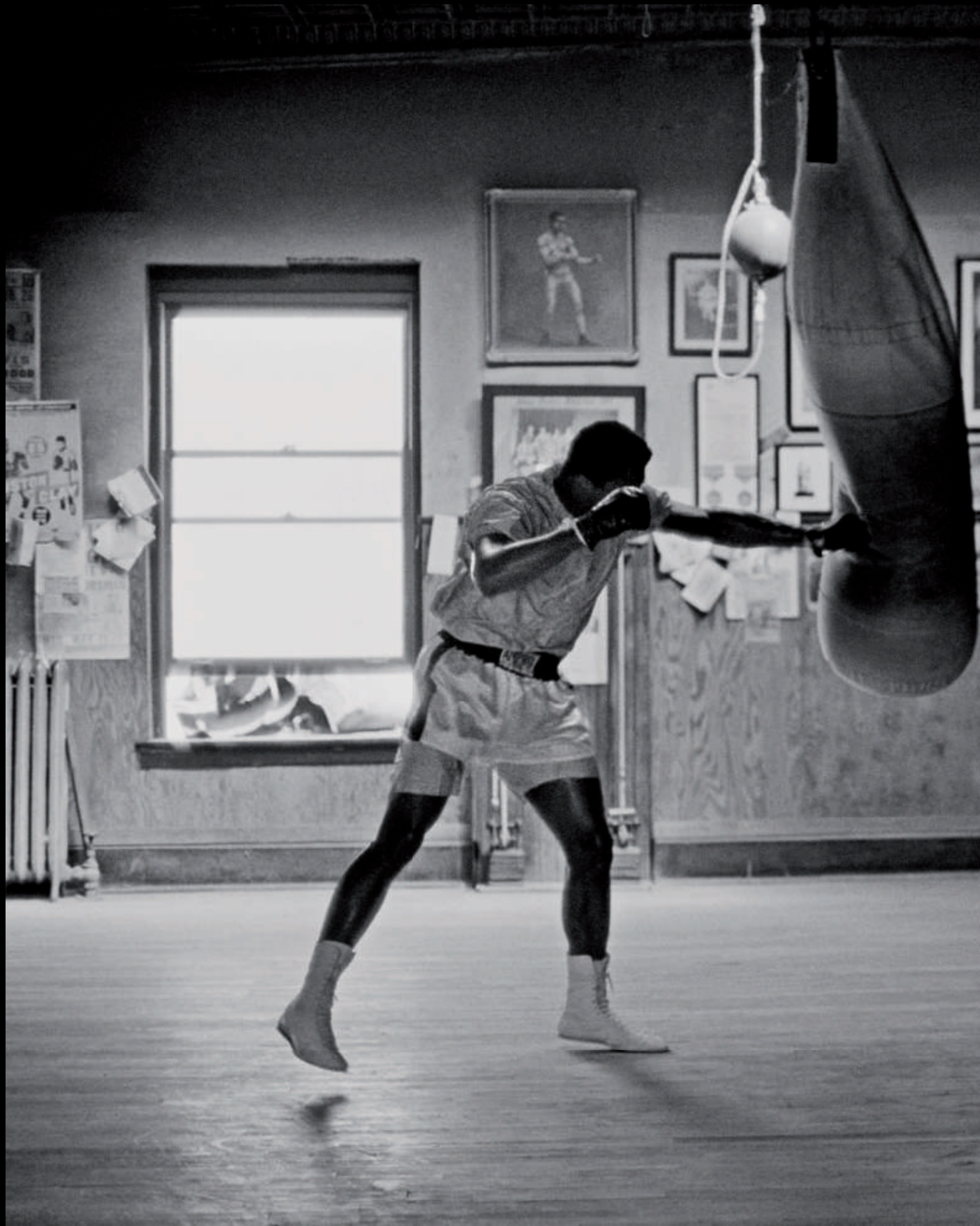
Maria Riesch ist fünffache Junioren-Weltmeisterin. In der Skisaison 2007/2008 wurde die 23-Jährige Dritte im Gesamtweltcup.

...durch Mama, die ihre Tochter jeden Tag zum Training fuhr

„Wenn man in Garmisch-Partenkirchen geboren ist, liegt es nahe, dass einen die Eltern auf Ski stellen, da wird man auch gar nicht groß gefragt. Ich war mit zwei Jahren das erste Mal auf Skiern. Irgendwo stand mal, dass ich das Bewegungstalent von meinem Papa geerbt hätte. Ganz falsch ist das nicht, das skifahrerische Können habe ich aber eher von meiner Mama, weil das kann der Papa nicht so gut. Was mich von Anfang an fasziniert hat, war, dass man den Sport in der Natur ausübt. Ich bin sowieso der totale Bergfan. Wenn wir

um sechs Uhr früh auf dem Gletscher sind – im Sommer müssen wir so früh trainieren, weil durch die Temperatur der Schnee schnell weich wird –, das ist für mich das Größte. Die Sonne geht auf, die halbe Welt schläft noch – ein Traum. Beim Skifahren selbst ist es natürlich auch die Geschwindigkeit, die Spaß macht. Bei Abfahrtsläufen und beim Super-G muss man ja auch einen Hang zur Geschwindigkeit haben. Mit Leistungssport hat man aber von Kind auf eine Doppelbelastung. Meine Schwester und ich sind früher von der Mama an der Schule abgeholt worden, haben dann im Auto während der Fahrt die Skiklamotten angezogen, schnell was gegessen – und rauf auf den Berg. Zwischendurch hatte ich schon mal den Gedanken, dass ich aufhöre

– nicht mit dem Skifahren, mit der Schule natürlich, das war in der elften Klasse. Aber meine Eltern und mein Trainer haben mich umgestimmt, zum Glück, und dann hab ich das Abitur doch noch durchgezogen. Gefördert wurde ich in jungen Jahren vom Skiclub Partenkirchen, dann war ich drei Jahre in einer Gaumannschaft, danach, so ab 14, wurde ich in den Nationalnachwuchskader aufgenommen. Jetzt bin ich im Zoll Ski Team, wegen der beruflichen Absicherung und wegen der Versicherung. Ich hatte auch schon innerhalb eines Jahres zwei Kreuzbandrisse, theoretisch kann es jeden Tag vorbei sein. Doch auch wenn ich wegen meines Sports auf vieles verzichten musste, kann ich sagen: Genau das ist das perfekte Leben für mich.“





DIE VORBEREITUNG

„ICH HABE JEDE MINUTE TRAINING
GEHASST. ABER ICH HABE MIR GESAGT:
HÖR NICHT AUF! LEIDE JETZT, UND
LEBE DEN REST DEINES LEBENS
ALS CHAMPION.“



Kapital Körper

Was bedeutet uns Sport eigentlich? Der Soziologe und Fußballfan Klaus Theweleit über Körperkult, Schönheitswahn und Aggressionen im Stadion.

Interview: Dirk Schönlebe, Christoph Leischwitz Illustrationen: Thomas Kartsolis

Herr Theweleit, was gibt Ihnen der Sport?

Klaus Theweleit: Ich spiele einmal die Woche Volleyball. Und freue mich, dass der Körper noch funktioniert, besonders, wenn es ein ausgeglichenes Spiel ist. Ich freue mich, dass der Ball läuft. Ich bin mit dem Ball aufgewachsen, mit dem Ball am Fuß. Dass der Ball gut läuft, ist irgendwie Teil des Wohlbefindens.

Was ist, wenn der Ball einmal nicht läuft?

Ich leide, wenn Leute bei der Ballannahme ihre Arme anwinkeln und den Ball dann ins Gesicht bekommen – statt die Arme auszustrecken, obwohl man es ihnen achtmal gesagt hat. Es kann einem auch den Abend verderben, wenn einer andauernd meckert oder behauptet, der Ball sei im Feld gewesen, obwohl ihn sonst alle draußen sahen. Das belastet. Auch wenn man sagen könnte: Ist doch egal. Aber es bleibt was hängen.

Warum ist das so?

Sport ersetzt ein bisschen das Feld der fehlenden gesellschaftlichen Gerechtigkeit. Reichtum, Schönheit, intellektuelle Fähigkeiten – all das ist ungerecht verteilt. In den meisten Fällen kann man daran nicht viel ändern. Der Sport dagegen hat eine demokratische Seite: Die Regeln gelten

für alle. Wer das nicht akzeptiert, verstößt gegen eine der wichtigsten Regeln des Zusammenlebens: Was für den anderen gilt, das gilt auch für einen selbst. Wann immer jemand Sonderrechte einklagt oder sich Hintertüren offenhält, ist das unangenehm und erinnert an den gesellschaftlichen

„Es gibt weniger Falten, auch Ältere haben Sex. Das hat eine noch größere Attraktion als der berufliche Aufstieg“

Konkurrenzkampf, in dem dauernd mit unfairen Mitteln oder ungleichen Voraussetzungen gearbeitet wird. Das will man beim Sport nicht. Offensichtlichen Betrug mag eigentlich niemand. Bei aller Härte soll doch zumindest eine Illusion von Gleichheit bestehen.

Die Teilnahme an dieser Sport-Demokratie scheint man sich allerdings dennoch erst hart verdienen zu müssen. Jedenfalls hört man immer öfter: Ich muss heut noch laufen gehen, ich muss heut noch zum Fitnessstraining. Woher kommt dieses Muss?

Ja, es gibt Menschen, die laufen ständig, spielen Tennis, gehen in ein Fitnessstudio. Aber das ist eine Minderheit im Vergleich zu den Bewegungsunlustigen, die lieber

eine rauchen oder in die Sonne gucken. In den USA kann man keinen Schritt in einem Wald machen, der nur halbwegs in Stadtnähe ist, ohne dass einem ständig Läufer begegnen. Die Dünnen, auch die nicht so Dünnen – alle schleppen sich über die Joggingpfade. Das habe ich schon

ein bisschen als einen Wahn erlebt, als Zwang. Wer sich da morgens nicht in seinen Trainingsklamotten zeigt, der signalisiert, dass er aus dem gesellschaftlichen Konkurrenzkampf aussteigt.

Gibt es überhaupt so etwas wie ein gesundes Verhältnis zu unserem Körper?

Gesund – ich weiß nicht, was das ist. Der eine kann viel arbeiten, raucht und trinkt, macht wenig Sport, und es geht. Andere machen es umgekehrt, und es geht auch. Aber auch die sehr Vorsichtigen können erkranken. Viele Jugendliche glauben, dass ein Normverhalten, also wenn sie so oder so sind, so oder so handeln, dazu führt, dass sie akzeptiert werden. Das stimmt so aber nicht. Anders als beim Schach oder beim Fußball gibt es für dieses

vermeintliche Normverhalten eben gerade keine allgemeinen Regeln – man braucht Glück. Und die Individuen sind sehr unterschiedlich.

Wenn das so ist, warum empfinden wir meistens doch nur schlanke Menschen als schön? Schlank, dünn, durchtrainiert scheint doch als allgemeine Norm verstanden zu werden.

Es ist schon der Trend, auf den allgemeinen körperlichen Zustand zu achten. Schlank, dünn, fit sein – das ist der erwünschte Zustand. Dabei entspricht die Mehrheit keineswegs dieser Vorstellung. Dicke gab es auch zu meiner Schulzeit schon eine ganze Menge. Es wurde allerdings nicht dieser Druck aufgebaut, dass sie selbst schuld daran sind, wenn sie dick sind. Das unterliegt heute einem stärkeren Normdruck, daran hat der Sport sicher mitgewirkt. Aber wichtiger noch ist eine Form der gesellschaftlichen Entsolidarisierung. Heute ist es offenbar erlaubt oder gar gewünscht, dass man sagt: „Ich bin besser als du, Dicksack. Ich bin doppelt so gut, sogar viermal so gut, also kann ich dich auch behandeln wie ein Stück Scheiße.“ Da sehe ich eine ziemlich krasse Mitleidlosigkeit gegenüber Menschen, mit denen man sich nicht besonders verbunden fühlt. >

Ist es eine Generationenfrage, sich so über den Körper zu definieren?

In meiner Generation sicher. Die Generation meiner Eltern, geboren so um 1900, wirkte mit sechzig so alt wie heute nicht mal ein Achtzigjähriger. Wenn ich mir vorstelle, mein Vater hätte mit sechzig gegen einen Ball treten sollen, der hätte sich ein Bein gebrochen. Die Nachkriegsgeneration hat das gesehen und gelernt: Das muss nicht so sein. Wenn man sich bewegt, jugendlicher denkt, was gegen den Bierbauch tut, ein bisschen weniger isst, dann reagiert der Körper darauf. Es gibt weniger Falten, auch Ältere haben Sex; die Liebe verlöscht nicht ab fünfzig. Dies alles hat eine größere Attraktion als der berufliche Weg, der bei den Alten früher alles dominierte.

Sport ist da also auch Mittel zum Zweck. Gilt das Gleiche auch für den passiven Sportler? Die Fußball-WM 2006 in Deutschland hat viele Menschen begeistert, die zum Teil gar nicht wussten, welche Spieler auf dem Platz stehen.

Sport wird benutzt, das nennt man heute Eventkultur. Nicht nur Jugendliche, aber die besonders, haben den Drang dahin zu gehen, wo etwas los ist. Wenn man weiß, dass da zigtausend Leute hingehen, ist das gemeinsame Fußballschauen für viele auch eine Art gesellschaftlicher Anschluss. Der Anlass ist dabei egal. Meiner Meinung nach war auch die Wahl des Papstes vor ein paar Jahren nicht der Grund dafür, dass 300 000 Jugendliche auf den Petersplatz in Rom strömten. Die katholischen Eltern haben halt gesagt: Da darfst du hin. Und am nächsten Tag musste man die ganzen Kondome wegräumen. Genauso ist es beim Public Viewing auch. Ein Teil schaut, und ein Teil benutzt es in jeder Weise als Event. Lernt Leute kennen. Vielleicht geht was, vielleicht

trifft man die Frau oder den Mann seines Lebens.

Was ist dann der Unterschied zwischen einem Papstbesuch und einem Sportevent?

Sport kann am stärksten entideologisiert werden. Auch jemand, der in der Bundesliga immer gegen den FC Bayern ist, drückt dem FC Bayern in einem Champions-League-Finale gegen Manchester die Daumen. Während jemand, der Pink Floyd nicht mag, Pink Floyd unter keinen Umständen mag. Dahinter steckt in der Regel eine Ideologie: Diese Musik passt mir einfach nicht. Das kann beim Sport anders sein, flexibler.

Man könnte aber sagen: Die Ideologie des Sports ist es, gewinnen zu wollen. Funktioniert Sport ohne diesen Wunsch?

„Ein Tritt in den Hintern oder nach dem Ball – so weit ist das nicht voneinander entfernt.“

Nein, so funktioniert das nicht. **Warum nicht?**

Das Einfachste ist, von einer ganz primitiven Auseinandersetzung auszugehen: einem körperlichen Ringkampf. Man möchte nicht unten liegen und ein paar abbekommen von jemandem, der über einem ist. Dagegen gibt es einen natürlichen Widerstandsimpuls. Und man lässt den anderen in Ruhe, wenn man ihn besiegt hat, man vernichtet ihn nicht – als ein friedlicher Mensch zumindest. Man muss also im Sport nicht Krieg spielen. Aber zugrunde liegt dem eine Auseinandersetzung, die einmal kriegerisch war. Deswegen möchte man lieber 3:2 gewinnen als 2:3 verlieren. Ein Stück von diesem Gefühl „Ich werde nicht vernichtet“ wird da belebt.

Aber das Gleiche gilt natürlich auch bei Kartenspielen, beim Würfeln und bei Gesellschaftsspielen.

Stimmt. Verlieren hat allgemein, wenn auch ganz weit im Hintergrund, etwas von der Todesdrohung, die im Körper steckt. Sportlicher Sieg ist eine Möglichkeit, diese Drohung zu mildern.

Heute gibt es Sport-Eliteschulen, in denen schon Kinder lernen sollen, möglichst gar nicht mehr zu verlieren.

Das sehe ich nicht so. Eher ist das Verlieren da Teil einer Berufsausbildung. Der Fußball, den heutige A-Junioren spielen, ist eine Art Wissenschaft. Auf dem Feld gelernt wie an der Tafel. Der Körper der jungen Spieler, die heute Profis werden, ist ein wissenschaftlich überprüftes Kapital der Vereine. Falls es nicht läuft, können die Betroffenen eine andere Berufsausbildung machen; denn sie werden, zum Beispiel in den

Fußballinternaten, schulisch nicht hängen gelassen.

Im Sport richtig Geld verdienen können aber auch heute noch vor allem Männer. Wird es auf absehbare Zeit Sportarten geben, die nur Männer betreiben?

Nein. Das gibt es doch heute schon nicht mehr. Und wenn, dann wird man bald einsehen, dass es völlig absurd ist, Frauen von einer Sportart auszuschließen. So absurd wie bis 1970 der Versuch des Deutschen Fußball-Bundes, den Frauenfußball zu verbieten.

Warum spielen denn Jungs als Kinder gern Ball, Mädchen aber nicht?

Früher war das zumindest so. Jungs haben aber sowieso gern um sich getreten. Ein Tritt in den Hintern oder nach dem Ball – so weit ist das nicht voneinander entfernt. Die Mädchen machten das einfach nicht. Heute ist das

dann möglich. Ich wohne in einer Straße mit Schule. Mädchen, die sich auf dem Schulweg heftig prügeln, kommen durchaus vor.

Was können wir aus dem Sport für das Leben lernen?

Man soll lernen können, dass man sich in den Grenzen einer gewissen Schlitzohrigkeit fair verhält; so die Idee. Das, was auch Schüler in der Schule lernen: Den Sportlehrer, der den erfolgreichen Torschützen für den verdeckten Ellenbogencheck lobt, den gibt es nicht.

Kann der Sport politische oder soziale Probleme lösen?

Lösen nicht, aber bearbeiten. In der Schule, in der mehrere Ethnien miteinander auskommen müssen, ist Fußball oft das Einzige, was funktioniert. Wer gut spielt, ist hoch angesehen – einfach weil er gut spielt. Es hat zwar etwas Absurdes, wenn in der Fußballmannschaft des SC Freiburg zwei, drei Spieler aus Mali kommen, aus Tunesien, aus dem Libanon und kein einziger Badener dabei ist – und die Zuschauer vor dem Spiel aufstehen und das *Badnerlied* singen. Aber die machen das unbeirrt und nehmen die Elf an, die „unser“ Trikot trägt. Das Trikot macht die Mannschaft. **Solange sie das richtige Trikot tragen, werden Ausländer bejubelt – sonst ziehen wir ihnen eine über?**

Ja, es gibt Gegenden, in denen das vorkommt. Wenn in Cottbus, in einer nicht gerade polenfreundlichen Umgebung, zehn Polen der Mannschaft den Klassenerhalt sichern, feiert sie das Stadion. Dieselben zehn können, wenn sie nachts um eins in Zivil an einer Straßenecke vor der Kneipe stehen, von denselben Leuten mit Knüppeln traktiert werden, weil „die Polen uns die Arbeitsplätze klauen“.

Was passiert mit den Menschen, die solche Ressentiments haben, wenn sie in ein Stadion gehen?



Das ist das normale Sozialverhalten von, psychoanalytisch gesprochen, „ich-schwachen“ Leuten. Ich-schwach heißt: leicht von außen steuerbar. Jedenfalls eine Störung, die mit ihrer persönlichen Geschichte zu tun hat. Sie verhalten sich nach Gruppendruck. Der Gruppendruck im Stadion ist ein anderer als der mit der Saufruppe draußen. Wenn draußen der Druck herrscht: „Die Ausländer nehmen uns die Arbeit weg, da ist einer, den verprügeln wir

jetzt“, kann im Stadion der Druck herrschen: „Die tragen unser Trikot, die feuern wir jetzt an“. Entscheidend ist, dass so etwas in der Psyche vieler Personen voneinander abgespalten und so abgespeichert wird. Das kann sich ändern, wenn der Druck aus dem Stadion irgendwann überwiegt und der Einzelne dem anderen Druck, dem Prügelwunsch aus Ressentiment, nicht mehr nachgibt. Daher sind Anti-Rassismus-Aktionen und -Initiativen, wie sie

der DFB seit einiger Zeit betreibt, wichtig. Menschen haben nur eine Chance, sich zu ändern, wenn sie etwas anderes erleben. **Die Begeisterung für den Sport schweißt zusammen. Fehlt Menschen, die sich nicht für Sport begeistern, etwas?**

Ich nehme an, die, die das nicht über Sport ausleben, haben was anderes Entsprechendes, bei dem sie mitfiebern können. Denen, die da gar nichts haben – mag sein, denen fehlt vielleicht etwas.



Klaus Theweleit, 66, lehrt am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Seine thematisch sehr umfangreiche

Bibliografie beinhaltet Bücher wie »Männerphantasien 1+2« (Piper) von 1977 und das teilweise autobiografische Buch »Tor zur Welt – Fußball als Realitätsmodell« (Kiepenheuer & Witsch).

Von Steuern und Lottokugeln

Deutschlands Sportvereine haben über 27 Millionen Mitglieder, und alle werden gefördert. Manche ein bisschen mehr.

Im Jahr 2008 hat die Bundesregierung 205,6 Millionen Euro für die Sportförderung vorgesehen – gut 0,7 Prozent des Gesamtetats.

Das Innenministerium übernimmt mit 126,8 Millionen Euro von allen Ministerien den größten Sportförderungsanteil.

An zweiter Stelle steht das Verteidigungsministerium mit 50,4 Millionen Euro. Gut die Hälfte davon entfällt auf die Förderung des Spitzensports.



173 Olympiamedaillen haben die Spitzensportler der Bundeswehr von 1992 bis 2007 gewonnen – insgesamt haben die deutschen Olympiamannschaften 394 Medaillen mitgebracht. Zwischen 1991 und 2006 erkämpften die Soldaten alles in allem 487 Weltmeistertitel, 437 Europameistertitel und zahlreiche deutsche Meistertitel.

Sportler, die von der Bundeswehr gefördert werden, werden nach Dienstgrad bezahlt – das Grundgehalt eines 21-jährigen ledigen Stabsunteroffiziers beträgt 1400 Euro netto, ohne Sozialabgaben.



Die Bundesjugendspiele werden mit jährlich 200 000 Euro unterstützt.

Die Aufwendungen für Sport im Gleichstellungsbereich sanken von 117 000 Euro im Jahr 2006 auf 102 000 Euro in 2007. Im Jahr 2008 ist dafür kein Geld mehr veranschlagt.

Die Aufwendungen für „Bewegung Spiel und Sport im Alter“ sanken von 31 000 Euro in 2006 auf 4000 Euro in 2007. Im Jahr 2008 ist dafür ebenfalls kein Betrag mehr veranschlagt.

Nach Schätzungen des Deutschen Olympischen Sportbundes



(DOSB) – ein Zusammenschluss aus Deutschem Sportbund und Nationalem Olympischem Komitee (NOK) – würde es 42 Milliarden Euro kosten, alle Sportstätten in Deutschland sicher, funktional und auf neuesten Stand umzubauen.

Die Kommunen haben 2005 den Sport

und den Bau von Sportstätten mit knapp drei Milliarden Euro gefördert.

Der DOSB ist mit 27,5 Millionen Mitgliedern aus 91 000 Turn- und Sportvereinen die größte Sportorganisation der Welt. Er finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge, Bundesmittel, Olympia-vermarktung und die Fernsehlotterie. Die geschätzten Einnahmen 2008: 36,2 Millionen Euro.

Die Entsendung der Sportler zu den Olympischen Spielen kostet den DOSB rund 4,8 Millionen Euro. Weitere Ausgaben: Internationale Projekte (2 Millionen Euro), Deutsche Sportjugend (500 000 Euro), Projekt „Integration durch Sport“ (etwa 130 000 Euro).

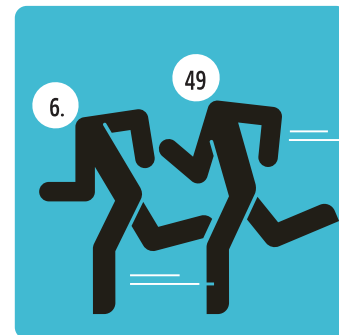
Die Bundesländer fördern den Bau kommunaler und vereins-eigener Sportstätten sowie die Ausbildung von Übungsleitern und Sportlehrern. Eine der Hauptaufgaben ist das Beschaffen von Sportgeräten für die Vereine.

2005 haben die Länder 474 Millionen Euro für die Förderung des Sports, für Sportstätten und Badeanstalten ausgegeben.



Berlin hat 2005 mit 158 Millionen Euro von allen Bundesländern die größte Summe für den Sport aufgewendet.

Der Beitrag der 2,1 Mio. ehrenamtlichen Mitarbeiter in Sportvereinen zur volkswirtschaftlichen Wertschöpfung: 8,5 Milliarden Euro pro Jahr (557 Mio. Arbeitsstunden à 15 Euro). Bezahlte Stellen im Sport: 240 000.



2008 zahlt der DOSB der Nationalen Anti Doping Agentur für Dopingkontrollen 260 000 Euro, das Bundesinnenministerium gibt knapp 3 Mio. Euro für Dopingbekämpfung aus.

Olympische Versteckspiele

Wie jung und wie modern wird es in Peking und London zugehen? Die Entscheidungen darüber treffen alte Männer.

Text: Sebastian Gierke

Das Internationale Olympische Komitee (IOC) hat ein gewaltiges Problem: In Peking werden in zahlreichen Sportarten Medaillen vergeben, die so gut wie niemanden interessieren. Wer weiß schon, wie die beste deutsche Bogenschützin heißt? Wer kennt irgendeinen Amateurboxer, der bei Olympia startet? 15 der 28 Sportarten gehören zum über 100-jährigen olympischen Inventar. „Das sind vergreiste Sportarten“, sagt Jens Weinreich, einer der renommiertesten Sportjournalisten Deutschlands. „Und die Zuschauer vergreisen auch. Ungefähr der Hälfte der olympischen Sportarten fehlt es an Zuschauern, Nachwuchs, Sponsoren.“ Außerdem, so Weinreich, seien vor allem die Kraft- und Kampfsportarten von Korruption durchdrungen: „Die blühen im Verborgenen.“ Und so sind gerade unter Jugendlichen die TV-Einschaltquoten stark abgesackt. Das IOC muss also reagieren: „Wir sind bestrebt, das Programm der Olympischen Spiele so flexibel wie möglich zu gestalten, wir haben ein Auge auf Trendsportarten und achten auf die jüngeren Fernsehzuschauer“, heißt es dort.

Jacques Rogge, Präsident des IOC, versucht seit seinem Amtsantritt 2001, das Programm zu verjüngen. Bereits 2002 scheiterte er damit auf einer IOC-Session in Mexiko. Und 2005 kam es bei der Session in Singapur zu einem Fiasko für Rogge, als die Vollversammlung Baseball und Softball, die frischesten Mitglieder der olympischen Familie, ausscheiden ließ, und Karate, Squash, Inlineskating, Golf und Rugby gar nicht erst zuließ.

Jetzt war klar: Auch nach der von Korruptionsskandalen und Vetternwirtschaft geprägten Ära von Juan Antonio Samaranch als IOC-Präsident halten alte IOC-Mitglieder zusammen, Eindringlinge werden so gestoppt. Denn die alten Seilschaften existieren noch. 81 der aktuell 110 IOC-Mitglieder sind während der Amtsperiode von Rogges Vorgänger Mitglied geworden. Außer Baseball und Softball wurde seit 1936 (damals Polo) keine Sportart mehr ausgeschlossen. Hinter diesen Entscheidungen stehen finanzielle Interessen: Kleine Sportverbände in den jeweiligen Ländern sind von Zuschüssen des IOC abhängig, und diese Verbände sollen geschützt werden.

Als Erfolg wird die Aufnahme von BMX als Disziplin des Radsports gefeiert. Doch so einfach ist es nicht immer: Im Sommer 2007 war vermeldet worden, man habe eine weitere Einigung erzielt: 2012 in

London sei auch das Skateboarden olyn-

pisch. Und dies ebenfalls unter dem Dach des Internationalen Radsportverbandes (UCI). Die Reformer im IOC hatten es mit einem Trick versucht. Wenn Skateboarden nicht als Sportart, sondern nur als Disziplin einer Sportart gilt, dann kann das Exekutivkomitee des IOC allein über die Aufnahme entscheiden, eine Abstimmung in der Vollversammlung wäre dann nicht nötig. Jacques Rogge hätte relativ leichtes Spiel gehabt.

Doch mittlerweile liegen die Pläne aus ganz anderen Gründen schon wieder auf Eis. Das IOC sagt: „Wir brauchen mehr Zeit, um zu planen.“ Schon der Bau geeigneter Sportstätten sei in der gegebenen Zeit kaum möglich gewesen. Tatsächlich? Bis 2012 soll es nicht möglich sein, ein paar Rampen zu bauen?

In Wahrheit scheiterte es an der Haltung der Skateboarder. „Olympia braucht uns mehr als wir Olympia“, sagt Nils Gebbers, Präsident des Europäischen Skateboardverbandes (ESA). Also forderten sie unter anderem: keine Trikots, keine Trainer, Wertungsrichter aus der Szene. Das Ziel war, den Charakter des Sports, der immer noch in der jugendlichen Subkultur verhaftet ist, zu bewahren. „Aber als die gemerkt haben, wir meinen es ernst mit den Forderungen, haben sie die Verhandlungen abgebrochen. Und wir sind jetzt eigentlich sehr glücklich damit.“ Die Skateboarder wissen, dass sie nur dafür sorgen sollen, die Spiele besser vermarktbare zu machen. Viele Skater wären auch gar nicht nach London gefahren. Einer der besten Deutschen zum Beispiel, Kilian Heuberger: „Für eine Veranstaltung, bei der es nur darum geht, für ein paar alte Männer Geld zu verdienen, gebe ich mich nicht her. Die interessieren sich doch gar nicht fürs Skaten.“





ZWISCHEN ARENA UND ABITUR

Wie an der Gelsenkirchener Gesamtschule „Berger Feld“
die Fußballprofis der Zukunft ausgebildet werden.

Text: Johannes Nitschmann Fotos: Dominik Asbach / Frank Schemmann

Selbst in den Pausen verliert Marvin Pachan sein Ziel nicht aus den Augen. Vom Schulhof blickt der 18-Jährige hinauf zu einem eckigen Glasbau, dessen Umrisse sich wie eine riesige Butterdose auf einer Anhöhe erheben. Es sind die Umrisse der megamodernen Multifunktionsarena, in die bei Heimspielen des Fußball-Bundesligisten FC Schalke 04 mehr als 60 000 Zuschauer strömen. Marvin will Profifußballer werden, er will dort oben spielen, „auf Schalke“.

Das geduckte Gebäude der Gesamtschule „Berger Feld“ liegt fünf Gehminuten vom Stadion entfernt. Diese graufassadige Schulfabrik besuchen zurzeit gut 1500 Schülerinnen und Schüler. Marvin ist in der zwölften Klasse und will nächstes Jahr sein Abitur machen. Danach

winkt ihm ein Profivertrag beim FC Schalke 04. Marvin ist gebürtiger Gelsenkirchener, „auf Kohle geboren“, wie die Menschen in der ärmsten Stadt Nordrhein-Westfalens stolz von sich behaupten. Schon als „Mini-Kicker“ trug Marvin das blau-weiße Trikot. Der lauf- und zweikampfstarke Abwehrspieler gilt als großes Fußballtalent. In zwei, drei Jahren will Marvin die Rafinhas und Krstajics in der Schalker Viererkette ablösen. Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) hat bereits ein Auge auf den couragierten Nachwuchskicker geworfen. Der Schüler ist Stammspieler in der Jugend-Nationalmannschaft. Bis zum achten Schuljahr ging Marvin auf das angesehene Gelsenkirchener Leibniz-Gymnasium. Dann legte ihm Schalke 04 einen Schulwechsel ins „Berger Feld“ nahe. Marvin war rasch überzeugt.

temperate:
uds of Money,
short a date:
n shines,
dimmed,
ne declines,
course untrimmed:
not fade,
Thou ow'st,
rest in his shade,
ou grow'st,
the or eyes can see,
is gives life to thee.

MH'97



Monika H. Ch

Carsten S. Sabrina

Azime S. Maurice W.

Monja T. Filiz A.

Katrin B. Özlem A.

Dennis T. Ayla K.

KEVIN S. Anna L. Patri



Wegen eines Kreuzbandrisses musste Christopher Bogdan, 20, seine Profiträume aufgeben. Dank der DFB-Eliteschule Berger Feld hat er jetzt aber ein Fachabitur in der Tasche.



„Hier konnte ich Schule und Fußball optimal miteinander verbinden.“ Seit sieben Jahren werden an dieser Gelsenkirchener Gesamtschule ab der neunten Schulklasse angehende Fußballprofis ausgebildet – bis zur mittleren Reife oder dem Abitur. „Profivertrag & Abitur“, so werben die Gesamtschule Berger Feld und der FC Schalke 04 auf blau-weißen Plakaten für ihr bundesweit einzigartiges „Teilinternat“, das der DFB im Mai 2007 zur „Fußball-Eliteschule“ ernannt hat, als erste Schule in Nordrhein-Westfalen. Von den 1500 Schülerinnen und Schülern sind es derzeit 30 Jungen, die viermal pro Woche vormittags zwei Stunden Fußball auf dem Stundenplan stehen haben. Während die anderen Biologie oder Englisch büffeln, lassen Marvin und die anderen Fußballtalente auf den Trainingsplätzen des FC Schalke 04 den Ball laufen. „Das sind tausend Ballkontakte pro Woche zusätzlich“, sagt der Schalker Juniorencoach Norbert Elgert, ein ehemaliger Bundesligaspieler.

„Damit ersetzen wir den Straßenfußball früherer Tage.“ Den wegen des Fußballtrainings ausgefallenen Unterricht müssen die Nachwuchskicker am Nachmittag oder samstags nachholen. Falls sie in einem der Schulfächer schwächeln, erhalten sie gezielten Förderunterricht. Bei ihren Hausaufgaben ist stets ein Lehrer in der Nähe. Um die fußballerischen Rohdiamanten in den zehn Schalker Jugendmannschaften kümmern sich insgesamt dreißig Trainer, sieben Betreuer und vier Scouts, die bundesweit Talente sichten. Hinzu kommt ein Fahrdienst, der die Nachwuchsspieler, die nicht im Internat wohnen, sondern im Gelsenkirchener Umland, morgens um sieben Uhr abholt und gegen 21 Uhr nach Hause bringt. Im Schulgebäude Berger Feld ist für die Nachwuchsfußballer ein eigener Aufenthaltsraum mit Computer, Kühlschrank und Kleiderspind eingerichtet. Die Zettel an der blau-weißen Pinnwand sind Programm in der

Klassenraum 507: Die Fußballer unter den Schülern bekommen regelmäßige Kompensationsunterricht – und Nachhilfe darin, was Schalke von anderen Vereinen denkt. Trotz des vielen Trainings hat der angehende Profi Marvin derzeit einen Notendurchschnitt von 2,1.

Kicker-Kaderschmiede: „Wenn ich besser werden will, muss ich dahin gehen, wo die Guten sind.“ Oder: „Behandle den Ball gut, sonst behandelt er dich schlecht.“ Und: „Ich gehe nie zu Bayern München!“ Wenn Auswahlspieler wie Marvin mit der Nationalmannschaft unterwegs sind, bekommen sie die anstehenden Klausuren von den Lehrern im versiegelten Umschlag mit. Die Arbeiten müssen im Trainingslager unter „Echtbedingungen“ und unter Aufsicht geschrieben werden. Sogar während eines Lehrgangs in Nigeria mussten die Schalker Jugend-Nationalspieler ihre Klausuren schreiben. Damit die Fußballer möglichst wenig

Lehrstoff verpassen, mailen ihnen manche Lehrer auf Auslandsreisen Unterrichtsmaterial und Testaufgaben zu.

Marvin, der im Schalcker A-Junioren-Bundesligateam schon zu den Leistungsträgern zählt, scheint die Doppelbelastung Schule und Fußball mühelos zu bewältigen. „Ich weiß, wo ich hinwill“, sagt der Zwölfklässler selbstbewusst. Wir treffen ihn nach einer Englischstunde und vor einer Psychologieklausur. Er trägt Jeans und T-Shirt, ein unauffälliges Outfit. „Ich habe immer auf die Karte Fußball gesetzt“, gesteht Marvin, „es ist das schönste Spiel der Welt, bei dem man Geld verdienen kann.“ Womöglich irgendwann auch im Ausland. Neben Englisch lernt Marvin Italienisch als zweite Fremdsprache. Er ist auf den Beruf des Fußballprofis fixiert: „Ich habe keinen Plan B“, sagt er.

Im Klassenraum 507 stehen zwei Plüschsofas, dahinter dunkelbraune Tische und harte Holzstühle, das angejahrte Schulmobiliar. Hier erteilt Englisch- und Religionslehrer Thomas Ronge den Nachwuchskickern „Kompensationsunterricht“. Die Fußballer haben ihre Stammplätze auf den Sofas. Der korpulente Lehrer ist ein Unikum an der Gelsenkirchener Gesamtschule. Offen bekennt sich Ronge als Fan von Borussia Dortmund, dem bei Schalke 04 herzlich verhassten Rivalen. Doch bei allen fußballerischen Frotzeleien geht der Pädagoge mit den Schülern fürsorglich um: „Ich habe Respekt vor diesen Jungs“, sagt Ronge, „die haben einen härteren Tagesablauf als wir Lehrer.“ Noten werden an die angehenden Profifußballer nicht verschenkt, versichert Ronge. „Die müssen sich alles hart erarbeiten.“ Der Englischlehrer gilt als harter Hund. Er akzeptiert nur Hausaufgaben, die mit Füller geschrieben sind.

Einer von Ronges Schülern hat es als Nummer eins bereits auf die große Schalcker Fußballbühne geschafft: Manuel Neuer. Der 22-Jährige gilt derzeit neben René Adler von Bayer Leverkusen als größtes deutsches Torhütertalent. Der schlaksige Keeper gehörte 2001 am Berger Feld zu den ersten Fußball-Eliteschülern. Wie ein Torwächter sah Neuer damals nicht aus. „Das war ein kleiner Moppel“, erinnert sich sein Kunstlehrer Arthur Preuß, der an der Gesamtschule zugleich als „Fußball-Koordinator“ tätig ist. Preuß hat Neuer manche private Lektion erteilt. Der heutige Schalke-Stammkeeper kämpfte an der Gesamtschule zumeist um seine Vier in Englisch – „und gegen den Klassenerhalt“,



Schulleiter Georg Altenkamp (ganz oben, li.) und Fußball-Koordinator Arthur Preuß sind stolz auf ihren Exschüler Manuel Neuer (oben).

wie einer seiner früheren Lehrer witzelt. „Ich habe in der Schule immer das Nötigste gemacht“, sagt Neuer, als wir ihn nach dem Training frisch geduscht im Restaurant „S04“ treffen. Der Torhüter, der ein blassblaues Designer-T-Shirt, Jeans und Turnschuhe trägt, fixiert sein schmales Handy. Ihn drängen Fototermine und Autogrammjäger. „Es ist hart“, sagt Neuer rückblickend über seine Schulzeit, „aber man muss wissen, was man will.“ Auch Neuer hatte sich frühzeitig für den Beruf des Fußballprofis entschieden. „Aber du weißt ja nie, wo du am Ende landest.“ Vieles, das zeigt Neuers Werdegang, ist purer Zufall im Fußballer-Leben: Als er mit sechs Jahren für Schalke 04 „in der Pampers-Liga“ spielte, stand er nur widerwillig im Tor. „Ich wollte Feldspieler werden, aber die hatten keinen

fürs Tor. Da musste ich in die Kiste“, erinnert sich Neuer. Bald galt er wegen seiner einzigartigen Sprungkraft und Reflexe als großes Torhütertalent. Doch er musste auch Rückschläge einstecken: In der C-Jugend wurde er aus der Auswahlmannschaft des Westdeutschen Fußballverbandes geworfen. „Ich war zu klein“, sagt der heute auf 1,92 Meter herangewachsene Profifußballer. Die Schulmannschaft vom Berger Feld vertraute dennoch weiterhin auf Neuer. Bei dem Bundeswettbewerb der Schulen „Jugend trainiert für Olympia“ zog die Gelsenkirchener Gesamtschule 2002 ins Finale ein. Im Berliner Olympiastadion unterlag das Team vom Berger Feld der Lausitzer Sportschule Cottbus – trotz optischer Überlegenheit – mit 0:2. „Wir haben vorn keinen reingemacht“, ärgert sich Neuer noch heute. Sein Schulpraktikum hatte er beim Physiotherapeuten gemacht. „Wenn es mit dem Fußball nichts geworden wäre, dann hätte ich mir auch so etwas beruflich vorstellen können.“ Doch inzwischen ist Manuel Neuer Fußballmillionär und gilt bei dem Fußball-Weisen Franz Beckenbauer als potenzieller Nachfolger von Nationaltorhüter Jens Lehmann.

Längst nicht für alle Nachwuchskicker an der Gelsenkirchener Schule erfüllt sich dieser Traum. In einer Studie hat der Paderborner Wissenschaftler Stefan Gudermann die Karrieren von 51 Talenten untersucht, die am Berger Feld ihren Schulabschluss gemacht haben. Nur 22 dieser Spieler verdienen ihr Geld heute im Profifußball. Ihr „Marktwert“ liegt laut Gudermann zwischen 4,5 Millionen und 75 000 Euro. 17 der 51 untersuchten Fußballschüler landeten in der viertklassigen Oberliga. Die restlichen zwölf Talente kicken bei kleineren Amateurvereinen oder haben das Fußballspielen ganz aufgegeben. Ein schmaler Grat zwischen Abseits und Abitur. Vom millionenschweren Fußballglück träumte auch Christopher Bogdan, der gerade sein Fachabitur am Berger Feld gebaut hat. Statt Fußballprofi will Christopher jetzt den Beruf des Groß- und Außenhandelskaufmanns erlernen. Eine Lehrstelle hat er bereits gefunden. Der technisch versierte Mittelfeldspieler landete nach einer schweren Verletzung (Kreuzbandriss und angebrochene Kniescheibe) im Abseits. Schalke schob ihn mit 17 Jahren ab. Christopher versuchte es bei den A-Junioren-Bundesligateams in Bielefeld, Oberhausen und Wattenscheid – ohne Erfolg. „Ich bin nie wirklich wiedergekommen“, sagt der

heute 20-Jährige. Inzwischen kickt er für Vorwärts Kornharpen in der fünftklassigen Verbandsliga. An der Gelsenkirchener Gesamtschule ist Christopher bis zu seinem Fachabitur geblieben. Seine Zeit dort bereut er keineswegs: „Ich habe trotzdem viel mitgenommen. Ich würde es noch einmal so machen. Jeder junge Spieler träumt doch von einem Profivertrag.“

Dem Sportdezernenten der Bezirksregierung Arnsberg, Thomas Michel, imponiert, wie tapfer Christopher Bogdan sein frühzeitiges Karriereaus gemeistert hat – mithilfe der Gesamtschule. „Wir sind nicht bloßer Zulieferer für Bundesligavereine“, betont Michel, „wir müssen hier duale Karrieren fördern.“ Der Sportdezernent denkt an die Einführung des Fachs „Persönlichkeitsbildung“. Potenzielle Profifußballer sollen Auftreten, Körpersprache und den Umgang mit den Medien erlernen. „Auch außerhalb des Spielfeldes“, sagt Michel, „müssen die Fußballschüler Regelverhalten einüben.“

Auf Disziplinlosigkeiten und Leistungsversagen in der Schule reagieren die Jugendtrainer des FC Schalke 04 konsequent. „Die Spieler werden so lange vom Spielbetrieb ausgeschlossen, bis ihre schulische Leistung wieder stimmt“, sagt Jugendscout Oliver Ruhnert. Mit Annehmlichkeiten und Privilegien ist es dann vorerst vorbei. Ruhnert: „Plötzlich kommt der Fahrdienst nicht mehr.“ Im Lehrerkollegium am Berger Feld ist das Fußballprojekt keineswegs unumstritten. Eliteförderung und Gesamtschule – das geht für manche Pädagogen nicht zusammen. Klaus Witte, Deutsch- und Politiklehrer an der Schule, ist einer der Kritiker dieses Modells. Gesamtschulen müssten viel eher Zusatzangebote für motorisch gestörte Schüler machen, statt auf eine elitäre Förderung von Fußballtalenten zu setzen, verlangt er. Dagegen sieht Schulleiter Georg Altenkamp in seiner Gesamtschule ein Spiegelbild der Gesellschaft: „Wir sind für die Kinder von Arbeitslosen genauso da wie für künftige Fußballmillionäre.“

Die Fußballkooperation mit dem benachbarten FC Schalke 04 begreift Altenkamp als Chance, das Image und Leistungsniveau der ältesten und größten Gesamtschule Nordrhein-Westfalens aufzupolieren. Derzeit sind in der Gesamtschule Berger Feld annähernd 60 Prozent der 1500 Schüler Kinder von Migranten. Die Anmeldungszahlen waren rückläufig. Mit dem Fußballprojekt will Altenkamp leistungsstarke deutsche Schüler



Die elf Gebote der Fußball-Eliteschule auf Schalke

1. Der Verein ist das Wichtigste. Geht es dem Verein gut, geht es allen gut.
2. Fußball ist ein Mannschaftssport. Respektiere deine Mitspieler mit allen ihren Stärken und Schwächen.
3. Der Trainer hat immer recht. Wer glaubt, einmal etwas besser zu wissen, der bittet um ein Vier-Augen-Gespräch.
4. Jedes Training erfordert absolute Konzentration. Was man im Training nicht beherrscht, kann auch im Spiel nicht gelingen.
5. Denke immer positiv. Jedes Spiel kann nur gewonnen werden, wenn alle davon überzeugt sind.
6. Behandle den Ball gut. Sonst behandelt er dich schlecht.
7. Nie das Ziel aus den Augen verlieren. Der Ball muss ins Tor rein.
8. Hinten muss die Null stehen. Führe jeden Zweikampf so, als wäre er der letzte.
9. Fußball macht Spaß. Denn große Leistungen werden nur mit freudigem Herz erbracht.
10. Der Lüdenscheider Vorortverein ist ein Gegner, der respektiert und geschlagen werden muss.
11. Schalke ist Religion. Der Ball ist unser Freund. Und Olaf Thon ist unser Prophet.

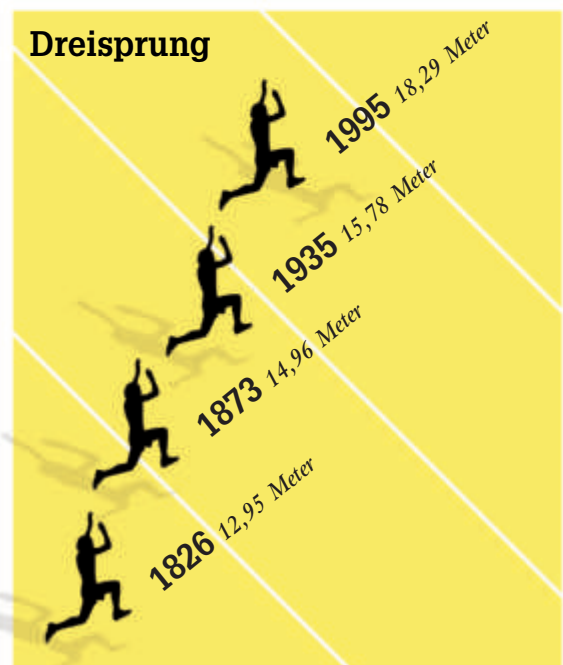
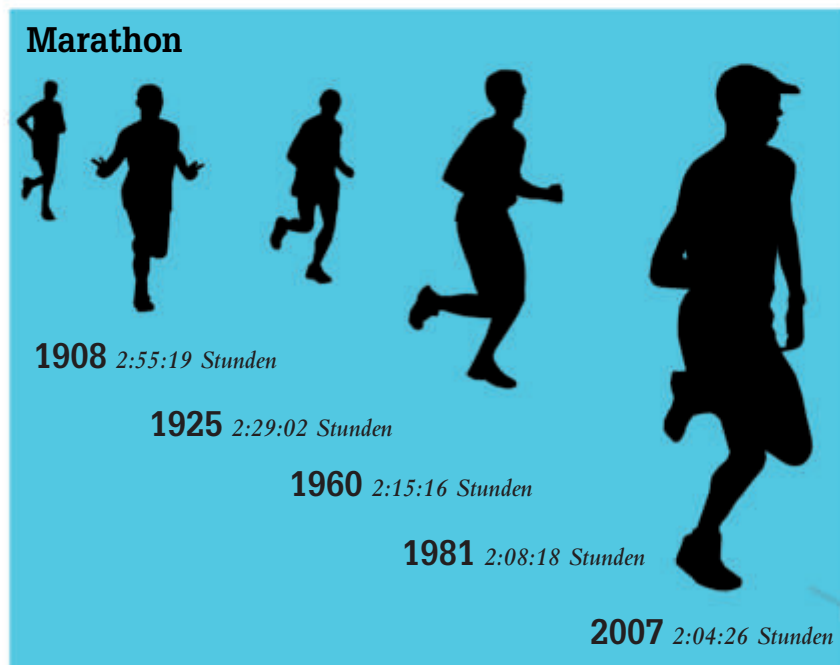
anlocken. Ab dem fünften Schuljahr gibt es nun „Sportförderklassen.“ In zwei der insgesamt acht Eingangsklassen an der Schule werden derzeit vier zusätzliche Sportförderstunden für Fußballtalente erteilt. Dabei können die Schüler das weitläufige Trainingsgelände mit den sechs Rasensportplätzen beim FC Schalke 04 nutzen. Der Run auf diese Sportförderklassen ist groß, die Aufnahmebedingungen sind streng: Bei ihrer Grundschulentlassung müssen die Bewerber in Sport mindestens eine Zwei und in den übrigen Leistungsfächern keine schlechtere Note als eine Drei vorweisen.

Georg Altenkamp ist ein fußballverrückter Schulleiter. „Ich habe Spaß in den Backen, wenn ich den Manuel Neuer auf Schalke spielen sehe“, gesteht der 60-Jährige, „das ist doch unser Schüler!“ Gleichzeitig verabscheut Altenkamp Starkult an seiner Schule. Auf dem Gelände ist das Tragen von Sportkleidung mit Schalke-Emblem für die Nachwuchskicker tabu. Auch ein „selbstbewusster Leistungsfußballer“ müsse lernen, „sich in ein System einzuordnen“ und „soziales Verhalten“ zu zeigen. In manchen Fällen ist dies schiefgegangen. Arrogante Jungstars, die sich auf dem Schulhof mit ihren Groupies inszenierten, sind von der Schule geflogen. Der Fußball-Club Schalke 04 hat die Entscheidungen der Schulleitung in allen Fällen unterstützt. „Die Jungs, die in der Schule Probleme hatten, die haben auch die größten fußballerischen Defizite gehabt“, urteilt Schalkes ehemaliger Nachwuchsmanager Helmut Schulte. Im Alter von 15 bis 17 ließen sich die Talente noch charakterlich formen. „In dieser Zeit musst du versuchen, sie auf das Fußballgeschäft vorzubereiten.“ Sobald ein Spieler aber zum ersten Mal im Bundesligateam auflaufe, „kommst du kaum noch an ihn heran. Das sind dann alles kleine Popstars.“

Marvin Pachan, der ehrgeizige U19-Kicker aus Klasse zwölf, eifert keinen Vorbildern nach. Im Gegensatz zu vielen seiner Mannschaftskameraden hat der 18-Jährige bis heute auch keinen Spielerberater. „Mich beraten meine Eltern“, sagt er. Im Fußballmilieu gilt so etwas als megaout, der Spielerberater ist für die meisten geradezu ein Statussymbol. „Ich schaue nach rechts, und ich schaue nach links“, sagt Marvin, „aber ich bin immer meinen eigenen Weg gegangen.“ Am Ende will er in der Schalke-Arena ankommen – als Profifußballer. •

Die Rekordmauer

Irgendwann ist ein „Höher, schneller, weiter“ nicht mehr möglich.



Die Erwartungen an Sportler werden seit Jahrzehnten ständig höher geschraubt, von den Medien, Sponsoren, Verbänden und von den Sportlern selbst. Doch wo liegen die Grenzen menschlicher Leistung? Gibt es überhaupt welche? Dr. Hartmut Herrmann, Sportbiomechaniker an der Universität Leipzig, sagt: „Ja, solche Grenzen gibt es.“ Die Beschaffenheit der Muskelfasern oder der Achillessehne, psychische Belastbarkeit oder Tagesform – all das seien die Leistung begrenzende Faktoren. Aber, sagt Herrmann, wer Grenzen als Zahlenwerte festlege, „denkt zu eng“. Berechnungen zufolge kann bis zum Jahr 2050 die Zeit für einen Marathon noch um drei Minuten

unterboten werden. Auch 9,6 Sekunden auf der 100-Meter-Strecke sind theoretisch möglich. Der Wiener Sportphysiologe Norbert Bachl hält aber selbst das nicht für die absolute Leistungsgrenze des Menschen. Asymptoten-Theorie nennen die Wissenschaftler dieses Phänomen: Selbst wenn es eine körperliche Leistungsgrenze geben sollte, wird sie wohl nie erreicht. Zu klein ist die Chance, dass äußere und innere Einflüsse optimal zusammenspielen. Wer älter ist als 24 Jahre, bei dem entscheiden ohnehin vor allem Psyche, Technik und Ausdauer. Wie bei Haile Gebrselassie. Der hat 2007 den Marathon-Weltrekord eingestellt, mit 34 Jahren. Seine Zeit: 2:04:26 Stunden.

Willkommen, Außenseiter!

Interview: Sebastian Krass

Herr Boll, Sie sind in China mindestens so bekannt wie Jan-Ove Waldner, einst bester Tischtennispieler der Welt. Haben Sie auch schon einmal überlegt, in Peking eine Bar unter Ihrem Namen zu eröffnen, so wie er?

Nee, nee, ich bin eher konservativ mit der Geldanlage, und mit Investitionen im Ausland bin ich sehr vorsichtig.

In China wären Sie aber bekannt genug dafür...

Stimmt, aber es ist nicht so, dass da Tumulte herrschen. Meistens fragen die Menschen ganz höflich nach einem Autogramm.

Was darf man von den chinesischen Fans bei den Olympischen Spielen erwarten? Sind die zurückhaltend?

Zurückhaltend? (lacht) Da herrscht ständig Unruhe in der Halle. Die Handys rappeln, die Fans brüllen viel rein, auch während der Ballwechsel. Ich habe mich daran gewöhnt. Die Zuschauer werden die eine oder andere Sportart bei den Olympischen Spielen gar nicht richtig kennen. Aber feiern und ihre chinesischen Sportler frenetisch anfeuern, das werden sie trotzdem.

Vor knapp zwei Jahren haben Sie nicht so begeistert von China geredet. Damals hatten Sie zwei Monate für den Tischtennisclub Zhejiang Haining Hongxiang in der chinesischen Superliga gespielt. Am Ende

haben Sie gesagt: „Ich habe die Schnauze voll.“

Den letzten Monat war ich allein da, ohne irgendjemanden. Da hatte ich Heimweh. Und dann die ständigen Reisen durch dieses riesige Land. Einmal sind wir zwei Stunden nach Peking geflogen und dann noch 13 Stunden mit dem Zug weiter. Aber alles in allem haben mich die Erfahrungen verändert und mir den jugendlichen Leichtsinn ausgetrieben. Man schätzt das Leben, das man in Deutschland hat, noch viel mehr.

Als das olympische Feuer von Protesten begleitet wurde, ist auch ein Boykott diskutiert worden. Sie haben sich dagegen ausgesprochen. Hatten Sie Sorge, dass die Spiele abgesagt werden?

Eigentlich nicht. Es ist ja oft so, dass durch die Spiele alles etwas hochgespielt wird. Vorher hat uns auch keiner geraten, nicht nach China zu fahren. Aber wir Sportler sind ohnehin nicht das ausführende Organ. Sportler sind dazu da, gute Leistungen abzuliefern, um die Leute zu unterhalten. Für die Politik sind Politiker da. Aber wenn sich durch die aktuellen Debatten die Lage vor allem in Tibet verbessert, kann man im Nachhinein schon sagen, dass es gut war.

Ihre eigene Vorbereitung war von ganz anderen Problemen geprägt. Im Winter hatten Sie

Probleme mit der Patellasehne, davor hatte Sie eine langwierige Rückenverletzung zu einer Pause gezwungen.

Von den vergangenen 14 Monaten war ich sieben Monate verletzt, das ist schon hart.

2006 sagten Sie noch: Ab jetzt zählt nur noch Olympia. Ihr Ziel war, in Peking so gut zu sein wie nie zuvor. Wie sehen Sie die Lage heute?

Die Verletzungen haben mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber ich habe doch die Hoffnung, dass ich zumindest meine alte Form erreiche.

Wie sieht im Moment ein typischer Trainingstag im Leben des Timo Boll aus?

Ich bin eigentlich ein Typ, der gern im Konditionsbereich arbeitet. Jetzt gerade habe ich allerdings zwei Stunden an der Platte trainiert, gemeinsam mit Jörg Roßkopf. Gleich fahre ich nach Frankfurt, da mache ich dann im Olympiastützpunkt eine Einheit mit meinem Konditionstrainer, dann habe ich ein Trainingslager auf Borkum. Da wird maximal einmal am Tag Tischtennis gespielt. Der Anteil an der Platte steigert sich dann Richtung Olympia wieder, bis eine Woche vor der Abreise nach Peking.

Zuletzt haben Sie aber gegen die besten Chinesen meistens klar verloren. Haben sich Ihre Ziele nach all den Problemen geändert?

Nein, mein Ziel ist das gleiche geblieben: eine Medaille zu gewinnen. Es wäre auch falsch, sich keine hohen Ziele zu setzen. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass es klappt, ist eine andere. Es kann in alle Richtungen gehen: vom Desaster bis zum absoluten Triumph. Tischtennis ist für viele der 1,3 Milliarden Chinesen Sportart Nummer eins, die ersten vier der Männer-Weltrangliste sind Chinesen. Um mehr Chancengleichheit herzustellen, be-reiten Sie sich in Trainingslagern vor, zum Beispiel mit dem



In Peking hat Tischtennis ein Heimspiel. Für Timo Boll wird es dadurch nicht leichter, endlich eine olympische Medaille zu gewinnen.

Weißrussen Wladimir Samsonow, Ihrem stärksten europäischen Gegner.

Wir sind zwar Konkurrenten, aber wir brauchen eine richtig hohe Qualität im Training – mehr, als jeder einzelne Verband leisten kann. Es kommt darauf an, mit möglichst ho-

hem Spieltempo zu üben und sich auch noch einmal mit verschiedenen Systemen auseinanderzusetzen. Es ist schade, dass wir sehr wenige Wettkämpfe vor Olympia haben und im Prinzip direkt aus der Sommerpause heraus da hinkommen. Deshalb werden wir uns unter den Europäern ein paar künstliche Wettkämpfchen schaffen.

So eine Vorbereitung ist ein langer, zehrender Prozess.

Also, Motivationsprobleme habe ich nicht. Allein dadurch, dass ich längere Zeit nicht ge-

spielt habe, macht es im Moment extrem viel Spaß, sich mal wieder richtig auszulasten, sich zu quälen, zum Beispiel beim Balleimertraining. Da spielt einem der Trainer einen Eimer voll Bälle sehr schnell zu, einen nach dem anderen, immer abwechselnd weit in die Vorhand und weit in die Rückhand. Oder man muss jeden Ball mit voller Kraft schießen. Aber letztlich kennt das ja jeder: das Gefühl nach einem langen Lauf oder einem harten Training, alles gegeben zu haben. Dadurch kann man auch Selbstvertrauen tanken, Stärke und Robustheit gewinnen.

Dann haben die ewigen Pausen also auch einen Vorteil.

Ausgebrannt sein werde ich mit Sicherheit nicht. Aber mit dem Körper darf jetzt echt nichts mehr schiefgehen.

Timo Boll, 27, ist der erfolgreichste Tischtennispieler Deutschlands. Im Jahre 2003 war er für sieben Monate Erster der Weltrangliste.







DER WETTKAMPF

„ECHTE CHAMPIONS BRAUCHEN TALENT
UND WILLEN. DOCH DER WILLE IST VIEL
WICHTIGER ALS DAS TALENT.“

La Ola für alle

Der Architekt Volkwin Marg ist selten in Stadien anzutreffen. Er baut sie nur gern. Ein Gespräch über Brot, Spiele und Symbolsprache.

Interview: Serge Debrebant

Herr Marg, gehen Sie gern ins Stadion?

Volkwin Marg: Ich gehe nur mit meinem Enkel ins Fußballstadion, der ist Fan des Hamburger SV. Ich persönlich bin kein Mensch, der sich gern der Masse ausliefert.

Ihr Architekturbüro Gerkan, Marg und Partner baut aber gerade 13 Stadien. Wie passt das zusammen?

Stadien sind die öffentlichsten Räume, die man sich vorstellen kann. Was man als Architekt da entwirft, ist eine Choreografie für große Menschenmengen – so wie ein Bühnenbildner, der eine Szenerie für einen Massenauftritt plant. Das ist eine faszinierende Sache – allerdings bin ich mir auch darüber im Klaren, dass das eine hochpolitische Aufgabe ist. Denn Stadien sollen die Massen manipulieren.

Sie hatten sich auch für den Bau des Olympiastadions in Peking beworben, der Auftrag ging jedoch an die Schweizer Architekten Herzog & de Meu-



Pekings Olympiastadion, das sogenannte „Vogelnest“.

ron. Werden in Peking auch die Massen manipuliert?

Natürlich. Und wenn man sich die Entwicklung in China heute anguckt, kann sich jeder denken, warum.

Warum haben Sie sich trotzdem für den Bau beworben?

Die Öffnung eines Landes zu fördern ist eine Herausforderung. Wir hatten ein Dach entworfen,

das sich wie eine Lotusblume öffnet. Es sollte das neue, sich öffnende China symbolisieren. Letztlich haben die Architekten Herzog & de Meuron mit einem Stadion gewonnen, das wie ein Vogelnest aussieht. Mit einer Metapher. Ein poetisches Bild, das für ein harmonisches Miteinander steht. Aber es eignet sich natürlich auch, um von Menschenrechts-

verletzungen abzulenken. Auch Architektur ist manipulierbar.

Wenn Stadien dazu da sind, Menschen zu manipulieren, sollte man sie vielleicht am besten nicht mehr bauen?

Doch, denn sie dienen im marxistischen Sinne als sogenannter Überbau einer Gesellschaft zum Selbsterhalt. Die Menschen wollen ja in diese Stadien gehen. Sie suchen das Gemeinschaftserlebnis. Aber ich bin mir bewusst, dass man sie missbrauchen kann. Das war ja auch schon vor mehr als 2700 Jahren so.

Sie spielen auf die Sportstätten der alten Griechen an ...

Die Olympischen Spiele dienten dazu, junge Männer für den Krieg zu ertüchtigen. Laufen, Fechten, Bogenschießen, Boxen – das sind ja paramilitärische Sportarten. Später haben die Römer das Stadion dazu benutzt, das Volk in den großen Metropolen ruhig zu halten – mit Brot und Spielen. Es gab Gladiatorenkämpfe, Raubtiervorführungen. Einige Stadien



Fotos: ChinaFotoPress/Teng Ke/laif, AFP/Getty Images

Olympische Winterspiele 2002 in Salt Lake City: das umgebaute Rice-Eccles-Stadion, in dem nur die Anfangs- und die Schlusszeremonie stattfanden.



Kroatische Fans bei der Fußball-EM 2008 im Klagenfurter Wörtherseestadion, das eigens für das Turnier gebaut wurde.

konnte man sogar fluten und darin Seeschlachten aufführen. Damals haben die Herrscher dafür bezahlt, die Massen abzulenken. Heute ist man da weiter: Die Menschen zahlen für ihren Besuch selbst.

Zumindest in der westlichen Welt gibt es aber keinen Herrscher mehr, der die Massen manipulieren könnte.

Aber es gibt die Unterhaltungsindustrie. Der Sport dient heute dazu, Geld zu verdienen. Die Sportler, das Publikum – alle sind nur Katalysatoren für eine erfolg-

reiche Werbevermarktung. Man baut ein Stadion, beleuchtet es rot oder blau, und am Ende steht „Allianz“ drauf. Das ist die größte Litfaßsäule der Welt.

Sie meinen die Allianz Arena in München – eines der neuen Fußballstadien, die Sie einmal „Hysterieschüsseln“ genannt haben. Was meinen Sie damit? Waren Sie schon mal in der „Arena Auf Schalke“? Der Lärm ist so ohrenbetäubend, dass die Spieler manchmal den Pfiff des Schiedsrichters nicht mehr hören können. Oder denken Sie an Mün-

chen, Frankfurt oder Köln: steile, geschlossene Ränge, direkt ans Spielfeld gebaut. Die akustische Wucht und die Enge führen dazu, dass ich mich als Individuum vergesse. Der Mensch soll sich an der Masse berauschen und in ihr aufgehen. Gleichzeitig sortieren die neuen Stadien die Zuschauer nach Klassen.

Ist das wirklich neu? Unterschiedliche Ticketpreise gab es früher doch auch.

Aber heute unterscheiden sich die Plätze nicht mehr nur danach, welchen Blick man aufs Spielfeld

hat. In den VIP-Logen gibt es Teppiche und Sessel, die Gäste schlürfen Sekt und schaufeln Kaviar. Die anderen kriegen Pappbecher und alkoholfreies Bier. Über Generationen haben wir von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geredet, aber jetzt wird von der Unterhaltungsindustrie wieder klassenteilend inszeniert. Die VIP-Logen liegen übrigens immer auf der Westseite.

Warum ist das so?

Diese Tradition stammt aus dem 19. Jahrhundert. In England saß die Oberschicht auf der Westseite, weil sie dort Wind und Regen nicht im Gesicht, sondern im Rücken hatte. Heute sind die Stadien überdacht, aber die Logen liegen trotzdem auf der Westseite. Die oberen Zehntausend wollen sich nicht mit dem Volk gemein machen. Sie müssen einmal darauf achten: Wenn die La-Ola-Welle durchs Stadion schwappt, ist sie bei den Businessplätzen oft unterbrochen. Und dann gehen die Pöbeleien unter den Verbraucherklassen los.

Und Emotion schlägt oft in Aggression um. Ist Gewalt in diesen Stadien eine größere Gefahr als in anderen?

Bei gezielt entfesselten Emotionen schon, aber das kann bei Massenveranstaltungen immer passieren. Ich finde es faszinierend, Stadien zu bauen, aber es ist eben so, dass wir mit Dynamit spielen. In der Commerzbank Arena zum Beispiel, die ich mit unserem Team in Frankfurt gebaut habe, finden sich Einbauten, die jedem größeren Polizeipräsidium Ehre machen würden. Da kann man die Unruhestifter sogar anketten. Oder Sie müssen sich einmal das De-Geusselt-Stadion in Maastricht ansehen. Da gehen die Gästefans außen bereits durch einen vierzig Meter langen Tigergang, damit die Heimfans sie nicht verhauen.

Warum setzen wir uns so einem Erlebnis aus?



Heller, lauter und mit einem Dach für alle Zuschauer: das von Volkwin Marg umgebaute Berliner Olympiastadion.



67 000 Zuschauer, ausverkauft: die „Hysterieschüssel“ Allianz Arena in München beim Champions-League-Achtelfinale 2007 gegen Real Madrid.



Von den Nazis für ihre Zwecke missbraucht: das Berliner Olympiastadion, Baujahr 1935.

Ich würde es ganz deftig formulieren: Der Mensch ist genetisch immer noch der alte Affe – ein Hordentier. Der Mensch liebt das Bad in der Menge, und manchmal will er darin auch bis zur Besinnungslosigkeit ersaufen. Denken Sie zum Beispiel an den Berliner Sportpalast, in dem Hitlers Propagandachef Joseph Goebbels 1943 geschrien hat: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ Das war die Zeit, als ich als Kind die Massen zum ersten Mal schreiend kennenlernte – über das Radio, das man damals „Goebbelschnauze“ nannte.

Anlässlich der Weltmeisterschaft 2006 haben Sie und Ihre Kollegen das Olympiastadion in Berlin umgebaut, in dem die Nationalsozialisten die Olympischen Spiele von 1936 gefeiert haben.

Die Nationalsozialisten haben eine archaische, antikisierende

Formensprache benutzt – sehr gewaltig, sehr pathetisch. Die Welt war damals begeistert, aber die meisten haben die Inszenierung nicht durchschaut. Das Stadion öffnet sich auf den Glockenturm zur Langemarckhalle hin, die an die 50 000 jungen Gefallenen der Schlacht von Langemarck erinnert. Die Botschaft war: Ich rufe die Jugend der Welt. Wohin? Zum Massengrab.

Diese Halle haben Sie in ein Museum verwandelt und darüber hinaus ins Stadion eine Kapelle eingefügt.

Das Museum soll den Menschen die Möglichkeit geben, sich mit der politischen Geschichte des Stadions auseinanderzusetzen. Es ist eine großartige Monumental-Architektur, aber die Nazis haben sie für ihre Zwecke inszenieren lassen und sie missbraucht. Dagegen ist die Kapelle ein Ort, an dem der Einzelne der Masse ent-

fliehen und zu sich selbst kommen kann. Ich habe sie unter die alte Führerloge gebaut. Es ist eine kleine Geste, die ich mir gegönnt habe – ein Appell an das Individuum, sich vom Sog der Massen zuweilen frei zu machen und zu sich selbst zu kommen.

Wird die Kapelle denn auch genutzt?

Ja, natürlich, vor allem für Hochzeiten oder Taufen. Vor dem Finale zwischen Italien und Frankreich saß auch ein italienischer Spieler in der Kapelle und hat gebetet. Aber ich sage jetzt nicht, dass seine Gebete erhört wurden. Das würde ja bedeuten, dass Gott der Schiedsrichter war.

www.fluter.de/thema: Sport und Propaganda: Ein Blick auf die Geschichte der Olympischen Spiele 1936 in Berlin, 1972 in München, 1980 in Moskau und dieses Jahr in China.



Volkwin Marg, 71, gehört dem Hamburger Architekturbüro Gerkan, Marg und Partner an. Sein Entwurf für das Pekinger Olympiastadion (unten) wurde zwar nicht angenommen, dafür baut er nun drei Stadien für die Fußball-WM 2010 in Südafrika.



Alles zu seiner Zeit

Allein das Fernsehen gibt vor, wann welcher Sport stattfindet.

Text: Florian Haupt

Im Segen liegt manchmal auch schon der Fluch. Bewohner und Gäste Pekings, die Tickets für die olympischen Schwimmwettbewerbe ergattert haben, werden früh aufstehen müssen in der zweiten Augustwoche. Die Finals im Wasser finden nämlich ab neun Uhr morgens statt. So wollte es der US-Fernsehsender NBC, der rund 900 Millionen Dollar für die Übertragungsrechte der Spiele zahlt. Deren größte Story, zumindest für Amerikaner, ist der Versuch ihres Schwimmstars Michael Phelps, als erster Olympionike acht Goldmedaillen bei denselben Spielen zu gewinnen – natürlich zur besten amerikanischen Sendezeit.

In der Schwimmerszene wurde kurz gegrummelt, danach machte man sich an die Arbeit. Doch was wie ein großes Ärgernis klingt, ist für viele Sportarten mittlerweile eher ein Luxusproblem. Denn die Schwimmer finden bei den Olympischen Spielen wenigstens statt in den Medien. Lang vorbei sind die Zeiten, als die *Sportschau* der ARD jeden Sonntag ein Panoptikum des Sports sendete. Radball, Dreibandbillard, Traber des Jahres – es war nicht immer spannend, aber doch kurios. Dann kam das Privatfernsehen, das sich auf quotenträchtige Events konzentrierte. Und nun flimmert auch über öffentlich-rechtliche Sender dieselbe Monotonie:

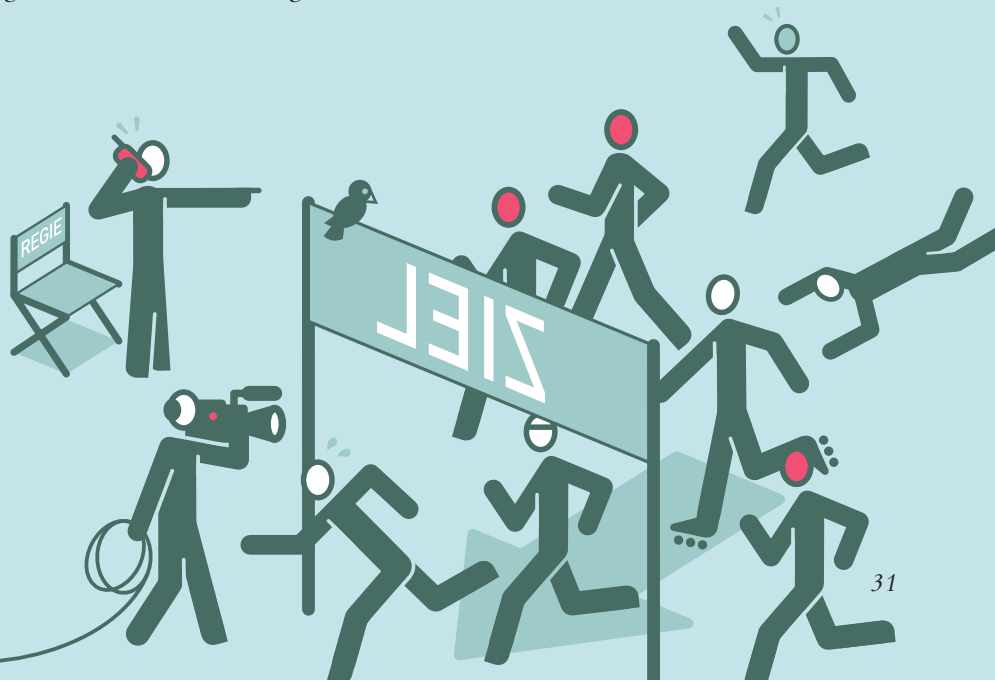
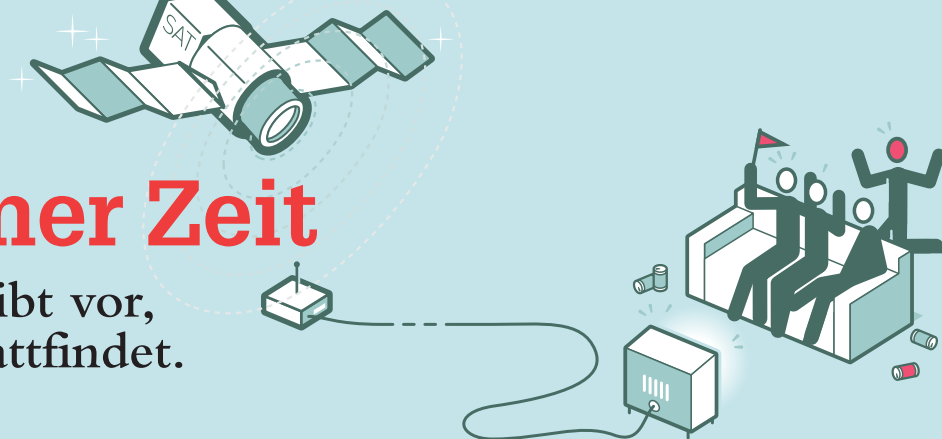
Fußball, Fußball, Fußball, Formel 1, dann noch mal Fußball, ein bisschen Boxen und im Winter Biathlon.

Die Welt des deutschen Sports ist eine Dreiklassengesellschaft. Oben steht der Fußball, der jährlich Hunderte Millionen Euro mit Fernsehrechten generiert und dafür bereitwillig den Spielplan zerpfückt. Dann kommen Sportarten, die ausreichend massentauglich sind, um ebenfalls Abnehmer zu finden. Und dann der Rest, der umgekehrt seine Rechte kostenlos anbietet, den aber trotzdem niemand übertragen will. Gemeinsam ist allen: Die Abhängigkeit vom Fernsehen ist total. Ohne Fernsehen keine Sponsoren, ohne Sponsoren kein Geld, ohne Geld kein Sport. Da werden schon mal ganze Veranstaltungen abgesagt, weil sich kein Sender finden lässt – wie zum Jahreswechsel die deutschen Etappen der Tour de Ski der Langläufer.

Auch an den Sportarten selbst wird herumgedoktert. Im Volleyball punktet jetzt nicht mehr nur, wer Aufschlag hat, im Tischtennis sind die Bälle größer und die Sätze kürzer, im Beachvolleyball wurden die Frauen zu knapper Wäsche verpflichtet. Mancher Sport droht in seiner Reformhektik die Identität zu verlieren – bringen tut es meist trotzdem nichts. „Der Wettbewerb an sich muss schon eine gewisse Stärke haben“, sagt Carsten

Schröer, Medienwissenschaftler und Berater von „Sport + Markt“. Um dauerhaft zu reüssieren, müsse eine Sportart zudem interne Kriterien des Fernsehens erfüllen, etwa einen „seriellen Charakter“ haben. „Das Publikum verlässt sich auf etwas“, sagt Schröer, „das ist beim Sport nicht anders als bei der *Super Nanny*“. Beispielsweise die Champions League im Fußball oder die Formel-1-WM: Mittwochs um 20.45 Uhr und sonntags um 14 Uhr werden Fortsetzungsromane geschrieben – und es gibt immer etwas zu sehen.

Das wichtigste Verkaufsargument bleibt dabei der nationale Bezug – der Sport ist eines der letzten Refugien, das „einer Nation Anlässe gibt, sich selbst als Gemeinschaft zu empfinden“, wie Schröer es ausdrückt. Entlang des deutschen Erfolgs oder Misserfolgs laufen die Konjunkturzyklen eines Sports, und die antizipiert kein Sender besser als RTL. Als sich etwa im Skispringen eine Ära deutscher Dominanz abzeichnete, kaufte RTL die Rechte und vermarktete den Schanzenzirkus als *Formel 1 des Winters*: Der beste Moderator (Günther Jauch) wurde abgestellt, die Springen durch begleitende Berichte in Nachrichtensendungen und Magazinen zu Ereignissen von epochaler Bedeutung hochgejubelt. Mittlerweile hüpfen die Deutschen nur noch hinterher – natürlich nicht mehr bei RTL.





Reife Leistung

Ohne Fair Play würde der Sport im Chaos versinken. Doch wo verläuft die Grenze zwischen Foul und Fairness?

Text: Philipp Selldorf

Bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich ergab das Los eine der politisch brisantesten Begegnungen, die sich damals denken ließen: Das Gruppenspiel zwischen Iran und den USA forderte den Weltverband und die französischen Behörden heraus. Als Schiedsrichter setzte die FIFA den Schweizer Urs Meier ein. „Vor dem Spiel war eine unerträgliche Anspannung zu spüren“, erzählte Meier. In der Vorbereitung waren die Organisatoren alle Krisenszenarien durchgegangen. „Wie reagieren die beiden Mannschaften? Was geschieht im Stadion? Wie sieht es aus, wenn das Spiel abgebrochen werden muss? Es gab so viele Fragezeichen für alle Beteiligten“, sagte Meier später. Doch im Spiel war von Ressentiments nichts zu spüren. Mit jedem Problem hatte man gerechnet, wenn die Vertreter der Islamischen Republik auf die Elf des „Großen Satans“ treffen würden – nur nicht damit, dass die Sportler einander vor dem Spiel weiße Rosen überreichen und sich nach dem Abpfiff zum gemeinsamen Abschiedsfoto aufstellen würden. Die Iraner hatten das jederzeit faire Spiel übrigens mit 2:1 gewonnen. Ende 1998 verlieh die FIFA beiden Teams den Fair-Play-Preis. Die politischen Beziehungen zwischen den Ländern sind zwar weiter angespannt, der sportlichen Verständigung dient die Begegnung aber bis heute: Im April dieses Jahres hat der amerikanische Fußballverband das Nationalteam Irans zu einem Trainingslager in die USA eingeladen. Fair Play kann also ein politisches Signal setzen. Andererseits: Was hatten die Spieler getan, was nicht selbstverständlich ist für zwei Fußballteams? Die Grundsätze des Fair Play im Sport sind zwar ebenso wie die Definition der Menschenrechte ein Resultat der west-

lich-abendländischen Kultur, doch sie haben universelle Geltung. Fair Play bleibt, den Wucherungen und dem Wahnsinn des Leistungssports zum Trotz, überall eine Grundlage des Wettstreits – ob es dabei um Fußball oder Curling geht oder um die afghanische Form des Polospiels (bei dem eine tote Ziege ins Tor befördert werden muss). Fair Play ist eine innere Notwendigkeit des Sports.

Einer englischen Definition zufolge ist Fair Play in erster Linie ein instinktives Verhalten im Spiel und weniger eine Haltung gegen-

Die Hand Gottes war eine spontane Eingebung

über den Regeln. Das klingt nach einer sehr zuversichtlichen Auslegung der menschlichen Natur. Andererseits verzichtet man ja auch im echten Leben nicht bloß deshalb darauf, seinen nervigen Nachbarn zu erschlagen, weil es das Strafgesetzbuch verbietet, sondern weil man ein zivilisierter Mensch ist. Jan Ullrich, mittlerweile moralisch fragwürdig geworden, hat damals instinktiv fair gehandelt, als er 2003 bei der Tour de France auf den unverschuldet gestürzten Konkurrenten Lance Armstrong wartete und dieser dann an ihm vorbeizog. Armstrong gewann die Tour. Selbstredend wird besonders in den Mannschaftssportarten ständig und mutwillig gegen Regeln verstoßen, das bedeutet aber nicht automatisch die Missachtung des Fair-Play-Gedankens. Die meisten Vergehen sind ja harmlose Verstöße. Die üblichen Fouls in Handball oder Fußball, die Rempelen und auch die Prügeleien im Eishockey oder die Drängeleien im Motorrennsport – das sind Ordnungswidrigkeiten wie etwa das Falsch-

parken, eine einkalkulierte Reibung im System. Hier unterscheiden sich Profi- und Leisensport auch gar nicht so wesentlich. Wenn das tolerable Limit überschritten und Fair Play als ethische Grundlage verletzt wird, dann ist das oftmals eine Frage der Gelegenheit und der spontanen Eingebung. Ein gutes Beispiel ist Diego Maradona, als er bei der WM 1986 im Viertelfinale den Ball mit der Hand ins englische Tor lenkte. Er führte zwar an, als „Hand Gottes“ ein Instrument des Allmächtigen gewesen zu sein – doch in Wahrheit wollte er wohl nur den unverhofften Treffer nicht zurückgeben.

Zur Verklärung des Themas – nach dem Motto „Früher, als das Fernsehen noch schwarz-weiß sendete und die Profis keine Millionen verdienten, war Sport noch sauber und fair“ – gibt es im Übrigen keinen Grund. Es ist keine Frage der Zeit und ihres spezifischen Geistes, sondern vor allem eine Frage des Charakters, ob ein Sportler/Spieler Anstand zeigt und dafür auch bereit ist, auf einen Vorteil zu verzichten. Acht Jahre nach Maradona hat Bayern Münchens Verteidiger Thomas Helmer keinen guten Charakter offenbart, als er durch sein sogenanntes Phantomtor in die Geschichte einging. In der 24. Minute im Spiel gegen Nürnberg hatte Helmer eine Riesenchance verstoßert, er hatte den Ball gegen das Außennetz geschossen. Doch plötzlich brach unter seinen Mitspielern Jubel aus – Schiedsrichter Osmers hatte ein Tor erkannt und wies zum Anstoß. Anstatt zu gestehen, ließ Helmer sich feiern.

Ohne ein prinzipiell geachtetes Fair Play, das steht fest, herrscht im Sport Anarchie – und dies nicht im Sinne einer paradiesischen Freiheit von Regeln und Zwängen. Sondern im Sinne von Chaos.

Total daneben

Sport stärkt den Charakter? Acht Beispiele, die das Gegenteil beweisen.

Texte: Andreas Braun, Christoph Leischwitz

+++ **Detroit, 6. 1. 1994:** Beim Training für die nationalen US-Eiskunstlauf-Meisterschaften in der Cobo Arena wird die 24-jährige Nancy Kerrigan von einem unbekannten Mann, später als Shane Stant identifiziert, mit einer Eisenstange verprügelt. Der Mann schlägt mehrmals auf ihre Beine ein und verletzt sie am rechten Knie. 13 Tage später wird der Ehemann von Tonya Harding, einer Konkurrentin Kerrigans bei den anstehenden Olympischen Spielen in Lillehammer, als Initiator angeklagt. Tonya Harding wird nur der Mitwisserschaft überführt. Sie erhält eine lebenslange Sperre und eine Bewährungsstrafe. Die mittlerweile 37-Jährige ist seit sechs Jahren Profiboxerin. Nach der Verurteilung ließ sie sich einen Engel auf ihren Rücken tätowieren – als Zeichen ihrer angeblichen Unschuld. Kerrigan gewinnt in Lillehammer die Silbermedaille. +++



+++ **Berlin, 9. 7. 2006:** In der 108. Spielminute des WM-Finales läuft Frankreichs Kapitän Zinedine Zidane am italienischen Abwehrspieler Marco Materazzi vorbei. Doch dann bleibt er stehen, dreht sich um, geht auf Materazzi zu und stößt ihm mit voller Wucht seinen Kopf gegen die Brust. Materazzi stürzt zu Boden, Zidane sieht die rote Karte. In der 7. Minute hatte er einen Strafstoß zum 1:0 verwandelt, nun fehlt er im Elfmeterschießen – Italien wird Weltmeister. Zwei Monate später verrät Materazzi den vorausgehenden Dialog. Auf die Frage Zidanes, ob er nach dem Spiel das Trikot tauschen wolle, hatte er geantwortet: „Ich würde lieber deine Schwester nehmen.“ +++

+++ **München, 10. 9. 1972:** Der Mann mit der Startnummer 72 läuft als Erster ins Stadion ein – als vermeintlicher Sieger des olympischen Marathonlaufs. Zehntausende Zuschauer jubeln ihm zu. Doch es handelt sich lediglich um den 16-jährigen Norbert Südhäus, der nur die Atmosphäre genießen will – und dem wahren Sieger Frank Shorter (USA) die Show stiehlt. Der Schüler hatte die Absperrungen überwunden und sich mit aufgemalter falscher Nummer auf die Strecke begeben. Südhäus wird kurzzeitig festgenommen. Später schreibt er einen Entschuldigungsbrief an Shorter. Auf eine Antwort wartet er bis heute.+++

+++ **Montreal, September 1976:** Boris Onischenko, sowjetischer Soldat, tritt bei den Olympischen Spielen als Mitfavorit im Modernen Fünfkampf an. Beim Degenfechten gewinnt er mehrere Kämpfe hintereinander. Im Duell mit dem Briten Jim Fox fällt dessen Teamkameraden auf, dass der Degen weit vom Gegner entfernt ist, als die Lampe aufleuchtet. Das Gerät wird daraufhin untersucht. Es stellt sich heraus, dass Onischenko es mit einer selbst gebastelten Elektronik versehen hat, die die Wertungslampe ohne Treffer zum Leuchten bringt. Er wird sofort vom Wettbewerb ausgeschlossen und in ein Flugzeug nach Moskau gesetzt. +++



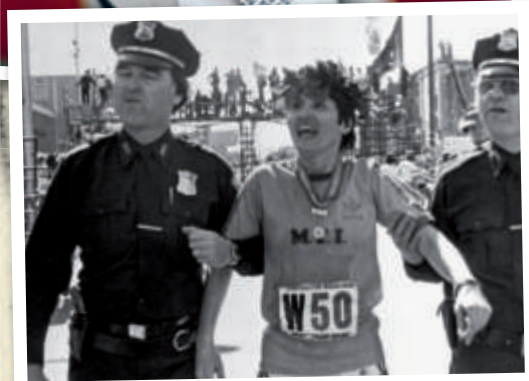
+++ **Lampertheim, 29. 12. 2002:**

Bei den Lampertheimer Schach-Open verblüfft Wolfgang Siegler aus Lorsch immer wieder mit überraschenden Zügen. Allerdings verschwand er des Öfteren vom Brett, während er am Zug ist. Während der sechsten Partie wird Schiedsrichter Markus Keller aufmerksam und verfolgt ihn zur Toilette. Keller blickt von der Nebenkabine über die Wand und sieht Siegler mit einem Schachcomputer in der Hand. Siegler streitet alles ab, er habe nur E-Mails bearbeitet, wird aber vom Turnier ausgeschlossen. Der Hesse ist von Beruf Lehrer und war bis dahin Leiter einer Schach AG. Einige seiner Schüler waren bei den Lampertheim Open anwesend. +++

+++ **Las Vegas, 28. 6. 1997:** Weil er in der dritten Runde kurz vor dem K.o. steht, beißt Mike Tyson seinem Kontrahenten Evander Holyfield ein zwei Zentimeter langes Stück von der oberen Ecke des rechten Ohres ab und spuckt es auf den Boden. Tyson wird am Ende der Runde disqualifiziert. Wenige Tage später entschuldigt er sich zwar, wird aber für ein Jahr gesperrt, muss wegen Körperverletzung drei Monate in Haft und zudem drei Millionen Dollar Strafe zahlen. Das Ohrstück kann nicht mehr angenäht werden – es geht auf dem Weg ins Krankenhaus verloren. +++



+++ **Boston, 21. 4. 1980:** Rosie Ruiz, kubanischstämmige US-Amerikanerin, gewinnt mit 2:31:56 Stunden überraschend den 84. Boston Marathon. Weil sie bei der Siegerehrung kaum schwitzt, werden die Veranstalter skeptisch. Dann wird bekannt, dass Ruiz sechs Wochen zuvor, beim New York Marathon, während des Rennens in der U-Bahn gesehen worden war. Ruiz wird disqualifiziert. Sie hat in beiden Fällen den Betrug zugegeben, bis heute aber nicht im Detail erklärt, was sie während des Boston Marathons getan hat. Nach zwei Verurteilungen wegen Diebstahls von 60 000 Dollar und wegen des Dealens mit Kokain saß sie 1982 mehrere kurze Haftstrafen ab. Heute lebt sie in Florida. +++



+++ **Sydney, Oktober 2000:** Bei den Paralympics sind Spaniens geistig behinderte Basketballer unschlagbar, am Schluss gewinnen sie im Finale souverän gegen Russland. Kurz darauf enthüllt ein Journalist, der selbst im spanischen Team spielte: Von den zwölf vermeintlich geistig behinderten Basketballern waren zehn völlig gesund. Spanien muss die Goldmedaillen zurückgeben. An den folgenden Paralympics, so auch in Peking, dürfen geistig behinderte Sportler nicht mehr teilnehmen. Sie starten bei den Special Olympics für Menschen mit kognitiver Behinderung. +++

Auf die Plätze: 8,19,56

Im Nachhinein verleihen wir drei Medaillen -
an Sportler, für die Dabeisein alles war.

Protokolle: Mauritius Much

Trevor Misipeka, 100-Meter-Lauf, Leichtathletik-WM 2001

„Eigentlich spiele ich American Football, aber in meiner Jugend war ich nicht schlecht im Kugelstoßen. Deshalb fragte mich der samoanische Verband, ob ich bei der WM in dieser Disziplin starten wolle. So ein kleines Land bekam automatisch Startplätze. Ich war so glücklich, mein Land vertreten zu dürfen. Als ich in Edmonton ankam, erfuhr ich, dass der Weltleichtathletikverband die Regeln geändert hatte: Ich durfte nicht bei Wurf Wettbewerben starten, nur in einer Laufsportart. Der samoanische Verband schlug die 100 Meter vor, weil das die kürzeste Distanz ist. Mir war klar, dass ich mit Abstand Letzter werden würde – bei meinen 150 Kilo. Später habe ich ja auch noch den Spitznamen *the Tortoise*, die Schildkröte, bekommen. Doch ich sagte mir: Egal, ich versuche mein Bestes. Vor dem Vorlauf saß ich mit den anderen Läufern in einem Raum. Ich fühlte, wie sie alle dachten: Was macht denn der Typ hier? Dann marschierten wir aus dem Tunnel in das volle Stadion. Nach zehn Metern waren mir die anderen schon längst enteilt. Trotzdem habe ich weiter Gas gegeben, bin über die Ziellinie gelaufen und dann direkt zurück in den Tunnel. Es war mir so peinlich! 14,28 Sekunden habe ich gebraucht – vier Sekunden mehr als alle anderen. Doch nach dem Lauf war ich plötzlich berühmt. Drei Stunden lang gab ich Interviews. Währenddessen kamen Weltklassesprinter wie Maurice Greene vorbei und ließen sich mit mir fotografieren. Wenn ich die Fotos von damals sehe, muss ich immer lachen. Es war wirklich eine großartige Erfahrung, die ich für nichts in der Welt tauschen würde.“



Fotos: dpa (2), Imago; Illustrationen: Dirk Schmidt

Lisa Ingildejewa, Rhythmische Sportgymnastik, Olympische Spiele 2004

„Als ich mich 2003 für Olympia qualifizierte, konnte ich es gar nicht fassen. Mit 15 Jahren war ich in Athen die jüngste deutsche Teilnehmerin. Im Olympischen Dorf wohnte ich in einer WG mit zwei Trampolinspringern und einem Modernen Fünfkämpfer. Ich hatte mir das Ziel gesetzt, unter die besten Zehn zu kommen. Schließlich war ich die einzige deutsche Starterin in dieser Disziplin. Während des Wettkampfs war ich sehr nervös. Es waren so viele Zuschauer in der Halle, und es war ein olympischer Wettkampf, das Größte, woran ein Sportler teilnehmen kann. Ich konnte die Atmosphäre in der Halle gar nicht richtig genießen. Leider ist es dann nicht so toll gelaufen, weil ich das Band einmal nicht auffangen konnte. Ich wurde 19. und war zuerst ein bisschen enttäuscht. Aber zu Hause in der Schule waren dann selbst die Jungs beeindruckt, dass es eine Mitschülerin zu Olympia geschafft hatte. Für die war Rhythmische Sportgymnastik vorher einfach nur Rumgehüpfe. Leider konnte ich mich für Peking nicht qualifizieren. Auch deshalb sehe ich es heute als Privileg, in Athen dabei gewesen zu sein. Ich habe mir schon mit 15 erfüllt, was vielen Sportlern in ihrer ganzen Laufbahn nie vergönnt sein wird.“



Michael Edwards, Skispringen, Olympische Spiele 1988

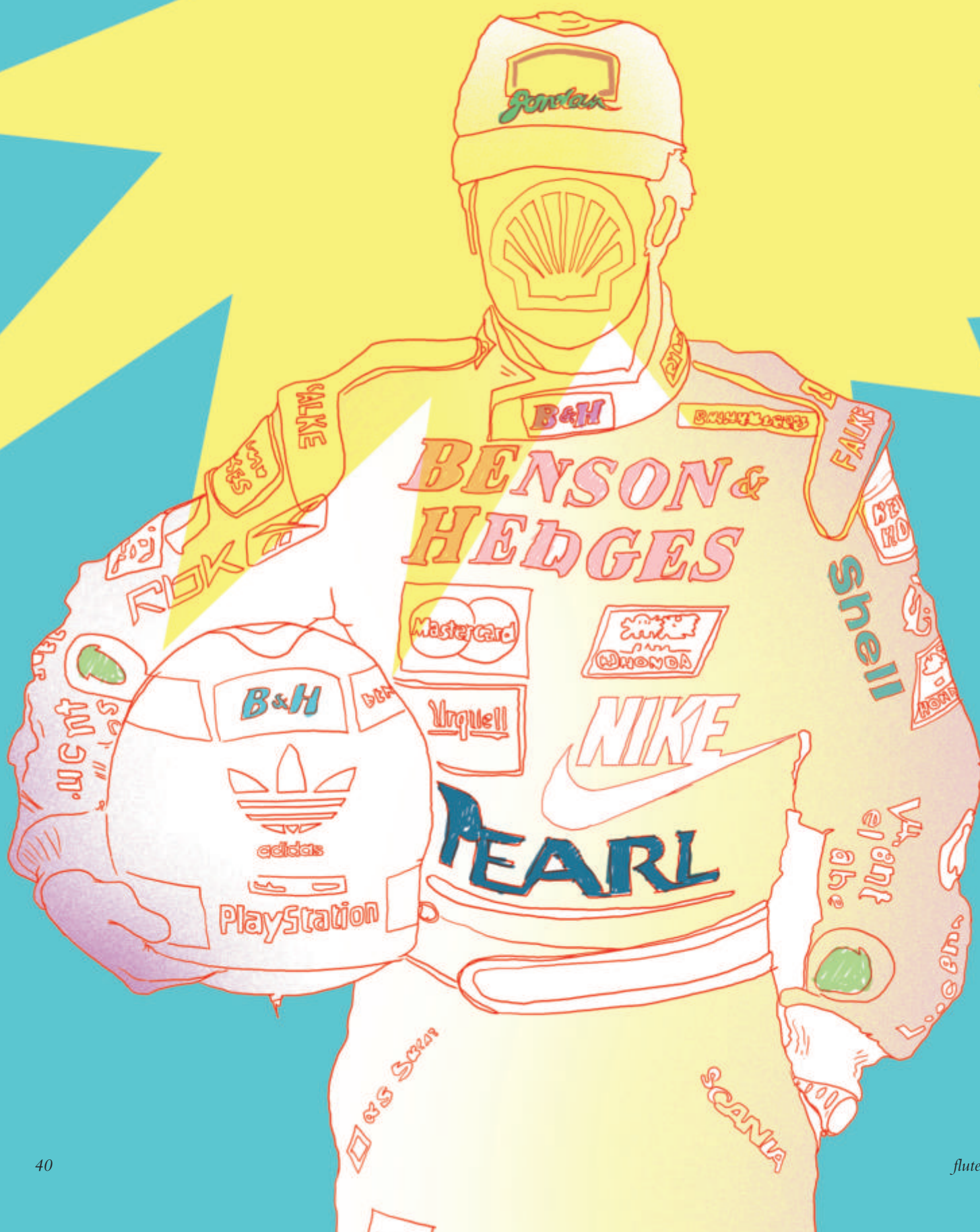
„Seit ich acht Jahre alt war, träumte ich davon, einmal an den Olympischen Spielen teilzunehmen. Mitte der Achtzigerjahre sah ich dann Skispringen im Fernsehen. Es gefiel mir sehr gut, außerdem gab es keinen Briten, der den Sport betrieb. Das war meine Chance, denn damals galt: Wer der Landesbeste in einer Sportart ist, darf zu Olympia. Den bisherigen Rekord von 46 Metern hatte ein Brite 1910 aufgestellt. Ich sprang 69,5 Meter, und der britische Skiverband nominierte mich für Calgary. Andere Springer sind hingefahren, weil sie Gold gewinnen wollten. Ich wusste, dass das total unrealistisch war. Ich wollte einfach die Atmosphäre genießen und mir nichts brechen. Angst, mich zu blamieren, hatte ich nicht. Auf der Großschanze sprang ich insgesamt 87,5 Meter kürzer als der Sieger Matti Nykänen. Ich wurde mit Abstand Letzter, aber ich bekam genauso viel Aufmerksamkeit wie der Gewinner. Schon auf dem Flughafen war ich begrüßt worden, mit dem Schild: ‚Willkommen in Calgary, Eddie the Eagle‘. Ich wusste erst gar nicht, dass ich gemeint war. Es ist toll, wenn sich jemand die Mühe macht, sich für mich einen Spitznamen auszudenken. Bei der Abschlussfeier sprach der Organisationschef Frank King die Worte: ‚Sie haben Weltrekorde gebrochen, persönliche Bestleistungen aufgestellt – und einige von Ihnen flogen wie Adler.‘ Und 90 000 Fans schrien ‚Eddie, Eddie!‘. Ich stand auf und winkte, der Organisationschef musste seine Rede unterbrechen. Das war ein sehr bewegender Moment, den ich nie vergessen werde. Heute ist es eine große Ehre für mich, dass sich junge Sportler an mir ein Beispiel nehmen und sich ihren olympischen Traum erfüllen. Ich sage ihnen: Medaillen sind unwichtig. Entscheidend ist, einmal das Flair von Olympia zu erleben. Viele Leute werfen mir vor, dass ich mich mit meiner riesigen Brille und den kurzen Sprüngen zum Clown gemacht habe. Aber ich hatte viel Spaß und verdiene auch zwanzig Jahre danach noch daran: Ende des Jahres wird mein Leben verfilmt, nächstes Jahr soll der Film in die Kinos kommen.“



DIE ANALYSE

„ICH BIN DER GRÖSSTE. ICH HABE DAS
SCHON GESAGT, BEVOR ICH ÜBERHAUPT
WUSSTE, DASS ICH DER GRÖSSTE BIN.“





Für die Exportation Geld

Spannung, Spiel und Werbevertrag - das sind gleich drei Dinge auf einmal. Für manche Spitzensportler scheint nur noch der dritte Punkt wichtig zu sein.

Text: Serge Debabant Illustration: Dirk Schmidt

Adidas hätte es besser wissen müssen. Schon als Collegespieler hatte Michael Jordan gezeigt, dass er einmal ein herausragender Basketballspieler werden würde. Als der gebürtige New Yorker dann in die Profiligen der National Basketball Association (NBA) wechselte und einen Ausrüster suchte, hätte er gern bei Adidas unterschrieben – doch Nike machte das bessere Angebot. „Die Schuhe hatten mir nie gefallen. Aber Nike wollte den Markt revolutionieren. Und Nike hat mich in einen Traum verwandelt“, schrieb Jordan später in seiner Biografie. Nie zuvor hatte ein Unternehmen sein Marketing so stark auf einen einzelnen Sportler zugeschnitten. Jordan erhielt seine eigene Schuhlinie, sein eigenes Logo, tauchte als übermenschlicher Sportheld in Werbespots und auf Plakaten auf und trug so dazu bei, dass sich Nike zu einem der größten Sportartikelhersteller der Welt entwickelte. Bis zu seinem Karriereende 2003 verkaufte Nike Jordan- und Bulls-Artikel für mehr als 3,1 Milliarden Dollar. Jordan selbst häufte ein Vermögen von mehr als 400 Millionen Dollar an.

Es sind solche extremen Beispiele, deretwegen Kritiker immer wieder von der Kommerzialisierung des Sports sprechen. Sie vergessen, dass Sport heute ein wichtiger Wirtschaftsbereich ist, dessen Anteil am Bruttosozialprodukt in Deutschland in den vergangenen Jahren regelmäßig bei 1,8 Prozent lag. Nicht nur Ticketerlöse, sondern auch Fernsehrechte, Sponsorengelder, Merchandising und Lizenz-einnahmen tragen dazu bei.

Diese Verflechtung mit der Wirtschaft ist eine Folge gesellschaftlicher Veränderungen, die in den 1970er-Jahren einsetzten. Der Wohlstand in den westlichen Industriestaaten wuchs, die Arbeitszeiten sanken, die Freizeitausgaben

stiegen. Mit Jogging und Aerobic entstanden massentaugliche Trendsportarten. Durch professionelle Vermarktung und das Privatfernsehen explodierten in den 1980er-Jahren die Einnahmen in populären Zuschauersportarten. Gaben Firmen 1985 in Deutschland noch 77 Millionen Euro für Sportsponsoring aus, so werden es in diesem Jahr 2,7 Milliarden Euro sein. 1983 erwirtschaftete die NBA mit Merchandising 44 Millionen Dollar – 13 Jahre später waren es 3,1 Milliarden Dollar.

Von diesem Geld leben nicht nur Spitzensportler, sondern auch Angestellte bei Sportartikelherstellern oder in den Vereinen. Aber

Werbeeinnahmen sind wichtiger als Preisgelder.

nur außergewöhnliche Talente können im Sport auch außergewöhnlich viel verdienen. Die Schweizer Soziologen Markus Lamprecht und Hanspeter Stamm bezeichnen den Spitzensport deswegen als Siegermarkt, in dem die Besten überproportional mehr einnehmen als der Durchschnitt. So sagte ein Teamkollege des österreichischen Skistars Hermann Maier, der früher jährlich rund zehn Millionen Euro verdient haben soll, einmal lakonisch: „Wir sind nur ein Zehntel langsamer als Maier – und verdienen deshalb auch nur ein Zehntel dessen, was er bekommt.“

Als der moderne Sport im 19. Jahrhundert in England erfunden wurde, galt es noch als verpönt, damit Geld zu verdienen. Sport sollte eine zweckfreie Übung in Fair Play sein. Dieses Ideal war nicht so edel, wie es klingt. Denn nur eine dünne Oberschicht konnte es sich erlauben, Sport als Spiel und Zeitvertreib zu sehen. Die Amateurregel diente dazu, die unteren Klassen auszuschließen, die durch

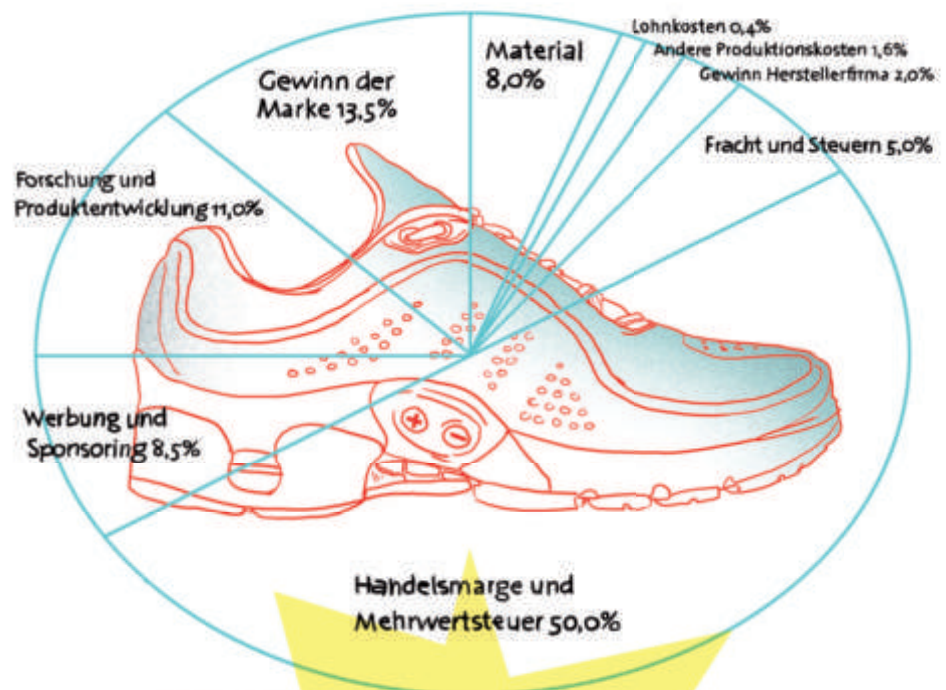
ihre körperliche Arbeit fit genug waren für den Wettkampf. So durften zum Beispiel Fährleute nicht an Ruderwettbewerben teilnehmen – die Gentlemen hätten sich sonst blamiert. Dieser Amateurgedanke sorgte noch lange Zeit für Streitigkeiten. So wurde 1972 der österreichische Skifahrer Karl Schranz von den Olympischen Winterspielen ausgeschlossen, weil er Werbung für Kaffee gemacht hatte – eine willkürliche Entscheidung, schließlich durften andere Athleten starten, obwohl sie schon längst als „wandelnde Litfaßsäulen Werbung für Adidas und Puma machten“, sagt der Medienwissenschaftler Christoph Bieber, der in seinem Buch *Sneaker-Story* den Zweikampf zwischen Adidas und Nike nachzeichnet.

Heute sind Spitzensportler Teil der Unterhaltungsindustrie. An ihrer Aura wollen nicht nur Sportartikelhersteller, sondern auch andere Branchen teilhaben. So hat Golfspieler Tiger Woods, der bestverdienende Sportler der Welt, nicht nur Verträge mit Nike, sondern auch mit Gillette, dem Uhrenhersteller TAG Heuer, der Kreditkartenfirma American Express und vielen weiteren Unternehmen. Seine Werbeeinnahmen sollen bei 80 Millionen Dollar liegen und übersteigen seine Preis- und Antrittsgelder damit um das Dreis- bis Vierfache. „Für viele Sponsoren sind Sportler Leitfiguren, die Werte wie Leistungsbewusstsein und Selbstdisziplin verkörpern“, sagt Florian Riedmüller, Professor für Sportmarketing und -kommunikation an der Fachhochschule Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Abhängigkeit, die dadurch entsteht, ist vielen Sportlern durchaus bewusst. So weigerte sich Michael Jordan bei den Olympischen Spielen 1992, bei der Siegerehrung die Kleidung des Teamausrüsters Reebok zu tragen, als er mit dem amerikanischen Basketballteam die

Goldmedaille gewann. Schließlich gab er nach, verdeckte dann aber die Reebok-Logos mit einer amerikanischen Flagge. „Gegen die amerikanische Fahne kann ja wohl niemand etwas haben, oder?“, war sein Kommentar. Nike trieb die Verflechtung noch einen Schritt weiter und schuf sich selbst den Sportler, der für die Firma werben sollte. Das Unternehmen engagierte den kenianischen Mittelstreckenläufer Philip Boit und schickte ihn nach Finnland, wo er sich für die Olympischen Winterspiele 1998 in Nagano vorbereiten sollte. Anfangs erlitt Boit Erfrierungen, verlor auf Skiern die Balance und landete manchmal an einem Baum – Nike hielt das Training für die Nachwelt fest. Schließlich qualifizierte sich Boit für den Langlauf über zehn Kilometer und kam in Nagano als Letzter ins Ziel. Doch gelohnt hatte sich sein Einsatz trotzdem. Die Zuschauer liebten die Geschichte des afrikanischen Skiläufers.

Dass eine Firma einen Sportler eigenständig auf einen Wettkampf vorbereitet, sorgte für Diskussionen um die Frage, wie weit der Einfluss reichen darf. Der Fall zeigt aber auch, worauf die wirtschaftliche Bedeutung des Sports beruht: am Interesse des Zuschauers, der von der Kommerzialisierung profitiert. Geld, das durch Vermarktung in den Sport fließt, ermöglicht es Sportlern, professionell zu trainieren und neue Rekorde aufzustellen, und Fernsehsendern, den Wettkampf für ihre Zuschauer spektakulär in Szene zu setzen. Allerdings gilt das nur für Teile des Sports. „Die Vermarktungschancen hängen von der öffentlichen Aufmerksamkeit ab, die ein Sportler auf sich ziehen kann“, sagt der Berliner Philosoph Gunter Gebauer, „und die hängt nicht nur von Rekorden, sondern auch von der Sportart und der Persönlichkeit des Sportlers ab.“ Weniger begabte Profis, Athleten in Randsportarten und mit geringerem Vermarktungsgeschick sind auf staatliche Förderung angewiesen oder haben weit geringere Einnahmen. Der Bobfahrer André Lange, der bei Olympischen Spielen drei Goldmedaillen gewann, ist Sportsoldat. Die besten deutschen Volleyballspieler verdienen im Durchschnitt 3500 Euro pro Monat – und Ersatzspieler nur die Hälfte.

www.fluter.de/thema: Der Sport ist eine Geldmaschine. Die Gagen von Spitzensportlern steigen ebenso wie die Umsätze der TV-Sender und die Höhe der Sponsorenverträge. Warum lässt sich mit Sport so viel Geld verdienen?



33 Euro ...

...bekommt ein Markenunternehmen, wenn ein Paar Sportschuhe im Geschäft für 100 Euro verkauft wird. Laut dieser 100-Euro-Beispielrechnung erhalten der Hersteller außerdem rund 17 Euro und der Händler 50 Euro. Doch von den 33 Euro, die das Markenunternehmen bekommt, bleiben nur 13,50 Euro als Gewinn übrig. Denn natürlich hat das Markenunternehmen vorher Ausgaben gehabt, unter anderem für die Entwicklung des Schuhs oder für das Material – und ein beträchtlicher Teil wurde für Werbung und Sponsoring ausgegeben.

Nike zum Beispiel gab 2007 weltweit geschätzte 800 Millionen Dollar für Sponsoring aus, Adidas 700 Millionen Dollar. Dabei unterscheiden sich die Werbestrategien der beiden größten Sportartikelunternehmen erheblich. So setzt Nike in erster Linie auf herausragende Sportler. Die Tennisspielerin Serena Williams hat 2003 bei Nike einen Vertrag unterschrieben, der ihr in acht Jahren bis zu 55 Millionen Dollar einbringt. Der Basketballspieler LeBron James verdient in sieben Jahren 90 Millionen Dollar. Im Gegensatz dazu vermarktet Adidas öfter ganze Teams und Sportarten. Als offizieller Sponsor der amerikanischen Basketball-Liga NBA zahlt die Firma für elf Jahre ge-

schätzte 400 Millionen Dollar und als Sponsor der amerikanischen Fußball-Liga MLS für zehn Jahre 150 Millionen Dollar.

Wer bei Nike, Adidas oder Puma selbst nachfragt, welche Kosten in einem Turnschuh stecken, erhält immer die gleiche Antwort: keine Angaben. Sportartikelunternehmen reden nicht gern über ihre Kalkulationen, weil schnell der Vorwurf im Raum steht, dass Fabrikarbeiterinnen, in erster Linie junge asiatische Frauen, ausgebeutet werden. Tatsächlich prangern Nichtregierungsorganisationen seit den 1990er-Jahren die Arbeitsbedingungen in der asiatischen Bekleidungsindustrie an. Doch die Markenfirmen haben darauf nicht viel Einfluss, weil sie die Turnschuhe nicht in eigenen Fabriken, sondern von Lieferanten fertigen lassen. Nike war das erste große Sportartikelunternehmen, das die Herstellung nach Asien auslagerte. Mittlerweile haben fast alle Konkurrenten nachgezogen. Das hat dazu geführt, dass ein chinesisches Unternehmen wie Yue Yuen, das die meisten Verbraucher nicht kennen, heute weltweit rund 17 Prozent aller Sportschuhe herstellt. Das Material und der Lohn einer Näherin kosten in Asien weniger als das, was die Markenfirmen für Werbung und Sponsoring ausgeben.

WIR SIND DER VEREIN

Wenn Fußballfans rebellieren: Bei Fortuna Köln sitzen die Anhänger jetzt virtuell auf der Trainerbank.

Text: Andreas Braun



Als der Getränkehersteller Red Bull den Erstligisten Austria Salzburg übernimmt, haben einige Fans genug. Sie gründen ihren Verein neu. Mit dem starten sie lieber in der untersten Liga, statt das Kunstprodukt Red Bull Salzburg zu unterstützen. Und in England organisieren sich die Anhänger des FC Liverpool, um ausländischen Investoren Club-Anteile abzukaufen.

Das Verhältnis zwischen Fußballvereinen und Fans ist vielerorts angespannt. Die zunehmende Kommerzialisierung und mangelndes Mitspracherecht zerstören in den Augen vieler Anhänger langjährige Traditionen und Fankultur. Und die Basis wehrt sich: Immer mehr Fans schließen sich zusammen und nehmen die Geschicke ihres Vereins in die Hand. Die Sehnsucht nach mehr Mitsprache scheint groß zu sein. Das Bündnis Aktiver Fußball Fans (BAFF) etwa macht derzeit mobil gegen seiner Meinung nach fanfeindliche Anstoßzeiten.

„Eine schleichende Entfremdung zwischen den großen Vereinen und ihren Anhängern“, stellt Matthias Mink auch in Deutschland fest. Der 40-jährige ehemalige Profi trainiert seit einem Jahr Fortuna Köln. Dort proben die Anhänger seit April den Aufstand, und der Verein unterstützt sie sogar dabei. Die Idee der Aktion: Der Fußball kehrt zu den Fans zurück. Die sollen per Internet den ehemaligen Zweitligisten managen, der mittlerweile in den Niederungen der fünften Liga zu Hause ist. Die Initiatoren des Projekts deinfussballclub.de (dfc) versuchen, eine virtuelle Gemeinschaft von 30 000 Freizeit-

Managern aufzubauen. Wenn dieses Ziel erreicht ist, zahlen die Fans einen Jahresbeitrag von 40 Euro und haben dafür das Sagen. Das Vorbild für dieses Projekt stammt aus England. Beim Fünftligisten Ebbsfleet United geben seit Februar mehr als 28 000 Fans den Ton an. Sie entscheiden online über Aufstellung, Taktik und Management des Clubs. In Köln sollen die User darüber abstimmen, wie sich die Vereinshymne anhört, wo das nächste Freundschaftsspiel stattfindet und welcher Sponsor das Trikot ziert. Anders als bei der englischen Vorlage soll Fortuna-Coach Mink aber weiter das letzte Wort bei der Aufstellung haben, erklärt dfc-Initiator Dirk Daniel Stoeveken. „Alles andere wäre unseriös. Schließlich ist der Trainer am nächsten an der Mannschaft dran.“ Die User fungieren als Co-Trainer. Vor jedem Spiel bekommt der Coach die Wunschelf der Community mitgeteilt und muss sich für seine Entscheidungen im Chat rechtfertigen. Trainer Mink sieht's gelassen: „Ich verstehe mich gut mit meinem jetzigen Co-Trainer. Warum sollte das bei 30 000 anders sein?“

Bislang haben sich 6200 Mitglieder als potenzielle Teilhaber des Vereins angemeldet. Auch die Zuschauerzahlen gehen nach oben: In der Hinrunde kamen 400 bis 500 Fans ins Kölner Südstadion, zum Saisonfinale waren es 7000. „Wir überlegen, schon zur kommenden Saison zu starten und nicht auf das 30 000. Mitglied zu warten“, sagt Dirk Daniel Stoeveken. Fest stehe das aber noch nicht. Schließlich müssen vorher die Mitglieder gefragt werden.



24. Mai 2007: Radprofi Erik Zabel gesteht Doping mit EPO – jedoch nur für die Tour de France 1996.

Späte Reue

Doping ist in der Gesellschaft längst anerkannt, glaubt unsere Autorin. Möglich gemacht haben das die Profisportler.

Text: Grit Hartmann



26. September 2000: C.J. Hunter (USA), Kugelstoß-Weltmeister und Ehemann von Marion Jones, gesteht die Einnahme von Nandrolon, beteuert aber, er habe das anabole Steroid nicht vorsätzlich eingenommen. Seine Karriere ist nach der Pressekonferenz jedoch beendet.

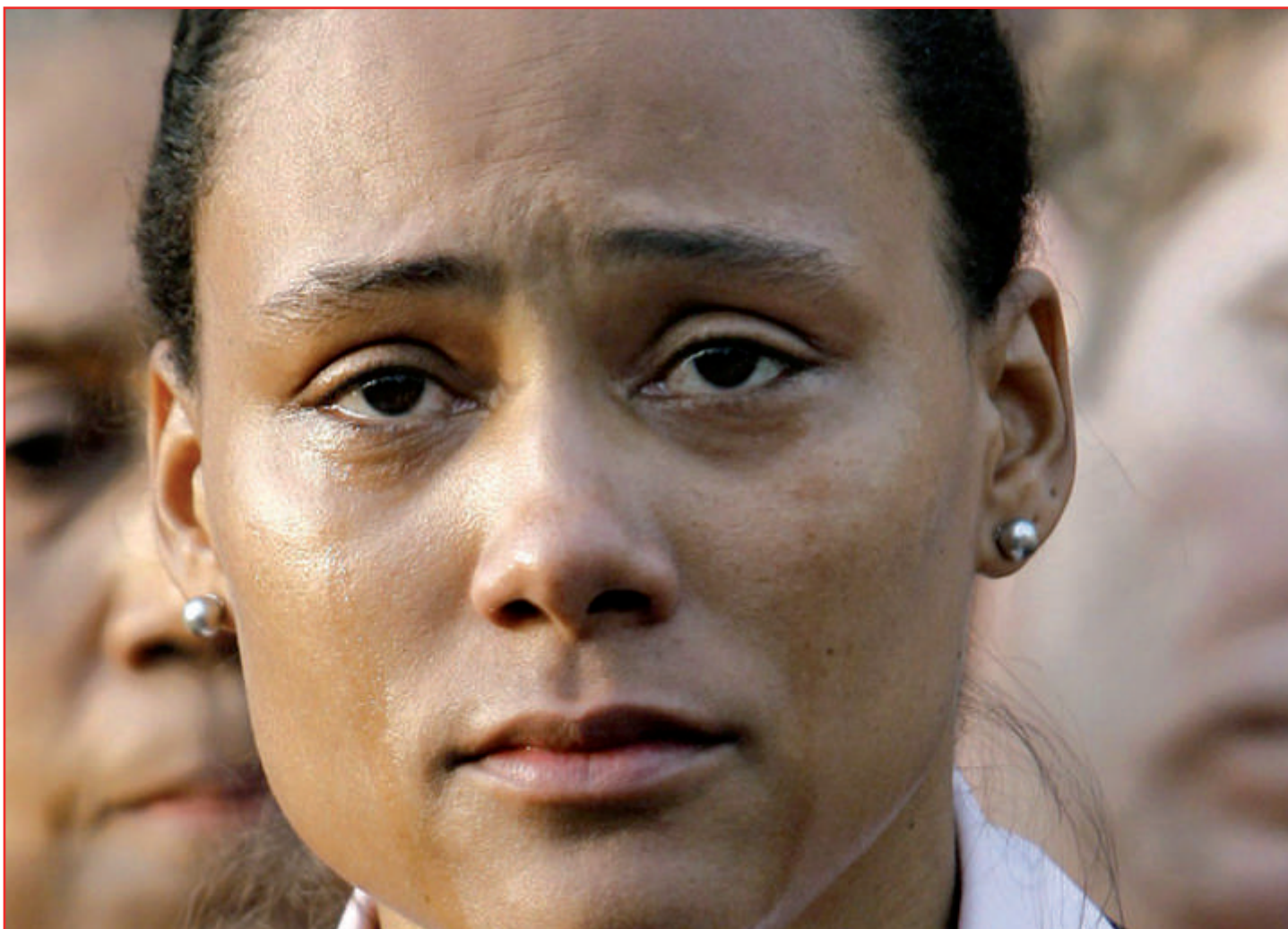
Sport und Religion, heißt es oft, haben viel gemeinsam. Meist geht es im Sport um Vergötterung der Helden, die in Stadien, in Schwimmhallen und auf Landstraßen zeigen, wie man schafft, was man sich erträumt. Viel seltener geht es um Sünden, die fast immer von Doping handeln. Dabei sind die Dramen, die auf die Sünden folgen, manchmal fesselnder als Wettkämpfe: Marion Jones, die Sprintkönigin der Olympischen Spiele von Sydney, weinte, als sie wegen Meineids ins Gefängnis musste. Erik Zabel weinte auch, obwohl er angeblich bloß zwei Wochen doppte und gleich nach seiner Beichte weiterradelte. Jörg Jaksche sündigte, fand zum rebellischsten Akt, zur Wahrheit über den Radsport, und kämpfte dann vergeblich um

Wiederaufnahme in denselben. Fast vergessen, das alles. Vielleicht liegt es daran, dass oft aufhört zu denken, wer glauben will.

Doping ist verboten. Deshalb lügen die Muskelgötter, bis sie fallen – über vergiftetes Blut, verseuchten Urin und Spritzenbestecke. Es geht unappetitlich zu in den Hinterzimmern der Helden. Doch der Sport sprintet weiter auf seinem Höllentrip zum goldenen Schuss. Wieso eigentlich?

„Was ist für Sie Doping?“, fragte Reinhold Beckmann im Februar 2007 Jan Ullrich. Das Radidol hatte gerade seinen Rücktritt erklärt, bald würde herauskommen, dass sein Blut beim spanischen Dopingdokter Fuentes lagerte. „Was ist für mich Doping?“, fragte Ullrich zurück. „Doping ist für mich, wenn

man ...“ Dann verstummte er. Für genau 33 Sekunden. Er schüttelte ein paarmal kurz den Kopf, sah nach oben, lächelte ratlos, sah nach unten. Nach 33 Sekunden sagte Jan Ullrich: „Ich glaube, dass der Zuschauer da draußen das verstanden hat, was ich sagen wollte.“ Typisch Ullrich, das Publikum lachte. Auf Youtube kommen die 33 Sekunden auf mehr Klicks als sämtliche Videos von der Tour de France, die Ullrich 1997 gewann. Jan Ullrich hätte berichten können. Wie Eigenbluttransfusionen oder EPO-Spritzen die Ausdauer steigern, wie Steroide und Wachstumshormone die Muskeln aufpumpen, wie Insulin die Energiereserven verzehnfacht, wie Amphetamine die eigenen Grenzen vergessen lassen. Wie man ein Do-



5. Oktober 2007: Die Leichtathletin und dreifache Olympiasiegerin Marion Jones (USA) gesteht die Einnahme von Tetrahydrogestrinon, anschließend gibt sie ihre im Jahr 2000 gewonnenen Medaillen zurück. Wegen früherer Falschaussage wird sie 2007 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

pingjunkie wird. Er hätte vielleicht auch über Körperverletzung berichten können, als einziger Nachwuchsstar des Stasi-Clubs SC Dynamo Berlin, gerichtsfest mit den Staatsdopern der DDR, von denen so viele im Sport weitermachten, über Radprofis, die heutzutage im Schlaf sterben. Er hätte berichten können über machtlose Kontrolleure, über Dopingärzte der Freiburger Uniklinik, vielleicht auch über Schwarzmarkt-Dealer, die mit Dopingmitteln mehr verdienen als mit herkömmlichen Drogen. Aber Ullrich wollte nicht. Oder er konnte nicht sagen, was das ist, Doping.

Zumindest von offizieller Seite aus soll es kein Betrug gewesen sein. Von diesem Vorwurf sprachen Staatsanwälte Jan Ullrich erst im April dieses Jahres frei. Seien wir ehrlich, hieß das: Jeder weiß, dass alle dopen – und wenn

es sich so verhält, dann betrügt auch keiner. Doping bedient und meint ein System von Profiteuren, die miteinander verfilzt sind und mitspielen im globalen Pharmaspport: Sportfunktionäre, Trainer, Ärzte, die Erfolg fordern, weil nur dann die Steuer- und Sponsorengelder reichlich fließen. Und Unternehmen mit Faible für den Sieger, der ihr Logo auf dem Treppchen präsentiert. Auch fürs Fernsehen stimmt die Quote, wenn Zuschauer jubeln können über überirdische Leistungen der Jan Ullrichs dieser Welt. Wenn doch einmal ein Sünder auffliegt, dann bleibt diese große Koalition trotzdem bestehen. Politiker drohen dann theatralisch mit „Maßnahmen“, die fast immer ausbleiben. Funktionäre entrüsten sich über „einzelne schwarze Schafe“, die aber eins zeigen: wie prima Dopingtests funktionieren. Theater muss sein: Steuer- und

Werbegelder kassiert der Spitzensport ja nur, weil in ihm angeblich Fair Play zu lernen ist und Glaubwürdiges zu sehen. Aber Fair Play und Glaubwürdigkeit sind meist aus den Stadien verbannt, in Labors und Gerichte.

Nichts mehr zu machen, sagen die Untergangspropheten, Menschen, die Doping freigeben wollen, und jene, die den Spitzensport schon aufgegeben haben. Sie sagen: Überall wird dem Fetisch Erfolg gehuldigt, Doping, wohin man schaut. Im Breitensport, bei Kindern, die Muntermacher einwerfen, oder beim Börsianer, der sonst die falsche Taste drückt. Doping zeige Unabänderliches, die Gier nach Ruhm, Geld und Glück

Diese finale Sicht vernebelt allerdings, dass sich der Pharmaspport eindämmen lässt. Zuerst von denen, die den Dopingdruck erzeugen: durch Politiker, die Haushaltsmittel nicht

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 27, Juni 2008
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228 / 99515-0

Redaktion: Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de)
Christoph Leischwitz (redaktionelle Koordination), Sebastian Wehlings
Dirk Schmidt, Thomas Kartsolis (Art Direction), Kathrin Stadler, Eva Schreiber (Bildredaktion)

Texte und Mitarbeit: Andreas Braun, Serge Debrebant, Patricia Dudeck, Sebastian Gierke, Grit Hartmann, Florian Haupt, André Kerner, Martina Koch, Sebastian Krass, Mauritius Much, Falko Müller, Michael Neudecker, Johannes Nitschmann, Dirk Schönlebe, Dominik Schottner, Moritz Schröder, Philipp Selldorf

Fotos und Illustrationen: Dominik Asbach, Thomas Kartsolis, Peter Langer, Frank Schemmann, Dirk Schmidt, UnitedStatesOfTheArt.com

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbrief: fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, sv corporate media GmbH, Emmy-Noether-Str. 2/E, 80992 München
Tel. 089/2183-8327
Fax 089/2183-8529
leserbriefe@heft.fluter.de

Redaktionelle Umsetzung: Magazin Verlagsgesellschaft Süddeutsche Zeitung mbH
Süddeutsche Zeitung Publishing
Rindermarkt 5
80331 München

Satz + Repro: Impuls GmbH
Taubesgarten 23, 55234 Bechtolsheim
Druck: Bonifatius GmbH
Druck – Buch – Verlag Paderborn
leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel. 05251/153-188 (24 Std.)
Fax 05251/153-199
Abo bestellen & Service
Tel. 05251/153-180
Fax 05251/153-190
Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online-Bestelladresse:
www.fluter.de/abo



1. August 2003: Die brasilianische Leichtathletin Maurren Maggi wird vom Internationalen Leichtathletik-Verband wegen eines positiven Tests auf anabole Steroide für zwei Jahre gesperrt.

mehr nach Medaillenzahlen lockermachen, stattdessen aber Doping im Strafrecht verankern und den organisierten Sport mit scharfen Antidopinggesetzen wie in Frankreich oder Italien zur Einhaltung seiner Regeln zwingen. Geld zieht auch dann, wenn Politik oder Sponsoren es bei Dopingverstößen entziehen würden. Die Sportverbände wären zu verpflichten, einen größeren Teil ihrer Einnahmen in das Kontrollsystem zu stecken, und obendrein in Prävention, um junge Athleten rechtzeitig aufzuklären. Keine neuen Ideen – neu ist aber, dass sie nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind. Neu ist auch, dass Journalisten, in Deutschland im „sportnetzwerk“ verbunden, global kooperieren wie die Dopingkartelle, dass sie Siegern mit Skepsis begegnen und Verlierern mit Respekt.

Im Buch *Der geklonte Mensch* erzählt der Kulturwissenschaftler Alexander Kissler, wie die soziale Utopie von Fortschritt, von einer besseren Welt „ins Menscheninnere wandert“, in die Idee von frisierten Körpern und Hirnen. Über die bessere Welt entscheidet im Sport, dem Geschäft, das von Begeisterung lebt, „der Zuschauer da draußen“. Sieht diese Utopie aus wie derzeit ein olympisches 100-Meter-Finale mit muskelbepackten Robotern, einer wie die Kopie des anderen? In der Antwort liegt Hoffnung, nicht nur für den Sport. Jan Ullrich war das vielleicht nicht bewusst. Aber formuliert hat er es, nach 33 Sekunden.

☞ www.fluter.de/lesen: Doping und Kontrolle. Im Buch »Wer macht den Sport kaputt?« geht es um die Bewahrung der Menschenwürde im Leistungssport. Der Sammelband wird auch auf fluter.de verlost.

Auf der Trendwelle

Sportarten entstehen durch Lebensgefühl, nicht umgekehrt.

Text: Martina Koch



Schuld war die Weltwirtschaftskrise 1929 in den USA. Damals verlegten junge Männer – hauptsächlich aus Geldnot – ihren Lebensmittelpunkt an den Strand. Und mehr als dreißig Jahre später wird diese vermeintliche Aussteigermentalität von einer partywütigen Jugend umgedeutet: Das jahrhundertealte, ursprünglich hawaiianische Wellenreiten kommt Anfang der 1960er-Jahre in Kalifornien in Mode. Surfer, das sind zunächst Hippies, die das Meer und den Strand zur Religion erheben. „Beim Surfen treffen das Lebensgefühl der 68er-Generation und das typisch kalifornische Easy Living zusammen“, sagt Christian Wopp, Professor für Sport und Gesellschaft an der Universität Osnabrück. Statt Disziplin und Ordnung wird nun, zum Schrecken der Elterngeneration, ein romantisches, rauschhaftes Strandleben idealisiert. Man stürzt sich sinnbildlich-genusshaft in die Wogen des Lebens. Mit Filmen wie *Gidget* von 1959 startet eine Reihe von Surferfilmen, Bands

wie die Beach Boys liefern den Soundtrack zum Sport. Athletische Typen wie Greg Noll, der erste Superstar des Surfens, werden zu Identifikationsfiguren. Anfang der Siebzigerjahre erobert Surfen auch Europa. Um aber auf dem Brett gut auszusehen und überhaupt einmal auf den *swell* einer großen

Skateboarder – die größten Feinde der Hausmeister.

Welle zu gelangen, müssen Surfer viel trainieren, und über die Jahre haben sie ihr Wissen weitergereicht. Deshalb gilt Surfen in der Sportwissenschaft als „Mutter aller Trendsportarten“. Aus dem Wellenreiten entwickelt sich eine ganze Palette neuer Bewegungsformen. So entsteht aus der Kombination von Surfen und Segeln das Windsurfen, Trendsport der 1970er-Jahre und ab 1984 olympisch – ein deutliches Zeichen für die gesellschaftliche Akzeptanz. Der amerikanische Surfer

Sherman Poppen entwirft 1965 ein Snowboard, den „Snurfer“, weil er auch im Winter surfen will. Snowboarding wird jedoch erst Mitte der Achtzigerjahre auf Amerikas Skipisten erlaubt, ungefähr zeitgleich boomt es in Europa. Anfang der 1990er-Jahre noch als hipper Trendsport gehandelt, zählt es inzwischen, mit mehr als einer Million Aktiven allein in Deutschland, zu den etablierten Wintersportarten. Aus einer Weiterentwicklung des Surfbretts für festen Grund entsteht in den 1960er-Jahren das Skateboard. Weltbekannt wird der Sport aber erst Ende der 1970er-Jahre, vor allem durch Profiskater wie etwa Tony Alva. Dennoch bleibt Skaten ein Nischentrend, mit dem Skatepunk oder auch Graffiti einhergehen – und eine Menge Konflikte mit Hausmeistern: Skater nutzen den urbanen Raum zur Selbstinszenierung, und anders als auf dem offenen Meer gibt es dort eben Menschen, die das stört. Beschränkt man sich auf ein Charakteristikum von Trendsport – das Ausüben neuer

Bewegungsaktivitäten mit neuen Geräten, wodurch sich die Akteure von der Norm absetzen –, so ist das nicht erst eine Erscheinung des 20. Jahrhunderts. „Die ersten Snowboarder mit ihren komischen Brettern, an denen vorn Leinen hingen, haben bei der Bevölkerung vermutlich ähnlich Kopfschütteln ausgelöst wie Turnvater Jahn, als er zu Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten ‚Turnpferde‘ aufstellte – und damit das Geräteturnen begründete“, meint Christian Wopp.

Ein Phänomen unserer Zeit ist allerdings, dass mittlerweile jede Altersgruppe nach Neuem sucht und Freizeitsport generell boomt. „Wir leben nicht mehr in so sicheren Strukturen wie früher, als jemand etwa jahrzehntlang den gleichen Beruf ausübte. Heute müssen viele patchworkmäßig verschiedene Lebensabschnitte gestalten“, erklärt der Sportwissenschaftler Günter Breuer vom Institut für Bedarfsforschung (ZAK GmbH). „Das führt zu einem Identitätsverlust, den wir in der Freizeit durch die Rückbeziehung auf den Körper ausgleichen wollen.“ Die Betonung des Körpers erfolgt durch individuelle Aktivitäten. So zählt beim Skateboarding oder Parkour vor allem die saubere Bewegungsausführung. Das Modellieren des Körpers steht auch bei den über 35-Jährigen im Mittelpunkt – und aufgrund des demografischen Wandels werden künftig vor allem sie neue Sportarten etablieren. Älteren Aktiven kommt es auf Gesundheit, Ausdauer und Fitness an. Gründe hierfür: Wegen der Privatisierung vieler Gesundheitskosten sorgen viele besser für ihren Körper, um langfristig Geld zu sparen. Auch deshalb hat sich aus dem beliebtesten Freizeitsport der Deutschen, dem Wandern, das Nordic Walking entwickelt – derzeit die einzige große Trendsportart.

Trends werden immer auch von Interessengruppen wie Industrie und Handel begünstigt. In ähnlicher Wechselwirkung wie Nordic Walking stehen auch schon die Medien und Parkour, denn die Sprünge der Traceurs könnten einmal gute Quoten garantieren. Im Moment ist die Sportbekleidungsindustrie allerdings noch unschlüssig, wie sich das finanziell nutzen lässt.

Wie massentauglich Trendsportarten letztlich auch werden, sie verschwinden nicht mehr und werden irgendwann zum Retro-Trend. Das beste Beispiel ist das Surfen selbst. Kleinbusurlaube und die passende Musik sind nach wie vor ein fester Bestandteil der Jugendkultur – seit fast fünfzig Jahren.



Szene aus der Doku „Endless Summer“, 1966 (oben). Neue Freiheit: Mit dem Auto zum Strand (unten).



Mein Feind auf dem Treppchen

Viele Nationalhymnen widersprechen dem olympischen Geist.
Warum werden sie dann bei Siegerehrungen gesungen?

Wie modern sind eigentlich die Olympischen Spiele der Neuzeit heute noch? Als Baron Pierre de Coubertin die Spiele 1894 ins Leben rief, war Sport lediglich eine spielerische Variante des Krieges – und als solche natürlich den Männern vorbehalten. Und als bei den Spielen 1920 in Antwerpen zum ersten Mal der olympische Eid geschworen wurde, da sagte der belgische Degenfechter Victor Boin stellvertretend für alle:

„Wir schwören, dass wir an den Olympischen Spielen als ehrenwerte Kämpfer teilnehmen, die Regeln der Spiele achten und uns bemühen werden, ritterliche Gesinnung zu zeigen, zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhme des Sports.“

Das klingt nicht erst im 21. Jahrhundert etwas martialisch. Schon in den 1960er-Jahren wurde der Text des Eides geändert und von einem „Schwur“ zu einem „Versprechen“ gemacht. Im Jahr 2000 wurde übrigens der Zusatz „ohne Doping“ eingefügt.

Offiziell handelt es sich bei den Olympischen Spielen nicht um Länderkämpfe. Deshalb werden Medaillenspiegel auch nie vom Ver-

anstalter veröffentlicht. Dass trotzdem bei Siegerehrungen die Nationalhymne des Gewinners erklingt, liegt daran, dass ein nationales olympisches Komitee die Athleten entsendet – und zu Ehren dieses Komitees wird die Hymne gespielt. Dabei sind viele Hymnen genau das, was sie ursprünglich sein sollten: nationalistisch und bisweilen geprägt vom Hass auf andere Länder – und damit dem olympischen Geist widersprechend. Und so kommt es bei vielen Siegerehrungen zu symbolträchtigen Situationen – wie zum Beispiel 1992 in Barcelona, als der kubanische Boxer Hernandez Ascuy gegen den US-Amerikaner Chris Byrd im Mittelgewicht das Finale gewann und später singen durfte: „Fürchtet den ruhmreichen Tod nicht, denn für das Vaterland sterben heißt leben.“

Weitere Beispiele:

China

„Steht auf! Wir wollen keine Sklaven sein / Die lange Mauer baut neu aus Fleisch und Blut (...) Mit Tausenden Leibern / doch im Herzen eins / trotz feindlicher Kanonen: Vorwärts! Vorwärts! Vorwärts!“

Mexiko

„Aber so je eines feindlichen Fremdlings / Fuß deinen Boden verbrecherisch schändet / Teures Vaterland, Gottes Gnade sendet / Soldaten, so viele du Söhne gezeugt.“

Polen

„Noch ist Polen nicht verloren / solange wir leben / was uns fremde Übermacht nahm / werden wir uns mit dem Säbel zurückholen.“

Algerien

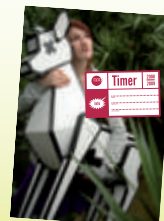
„Ich schwöre bei den tödlich drohenden Gefahren / bei dem reinen sündenlosen Blut und / bei den strahlenden flatternden Fahnen / auf den hohen stolzen Bergen / Wir haben uns erhoben! / Es gelte Leben und Tod!“

Italien

„Ihr Brüder Italiens / Italien hat sich erhoben (...) / Wo ist die Siegesgöttin? / Sie möge Italien ihr Haupt zuneigen / denn als eine Sklavin Roms hat Gott sie geschaffen (...) / Fest geschlossen die Reihen / woll'n wir dem Tode uns weihen / Italien erwacht.“



WEITERSAGEN: DEIN TIMER IST DA!



www.bpb.de/timer

Schon gehört?

Der neue Timer 2008/2009 kommt!

Unter dem Motto „Geheimnis“ haben wir im Hausaufgabenkalender der bpb für das Schuljahr 2008/2009 ein Kalendarium zusammengestellt, das Tag für Tag Interessantes und Erstaunliches aus Politik, Zeitgeschichte, Kultur und Gesellschaft enthüllt.

Selbstverständlich enthält auch die diesjährige Ausgabe einen prall gefüllten Service-Teil mit Links, Adressen, Formeln, Landkarten und vielem mehr. 160 Seiten im DIN-A5-Format, vielfarbig und vielseitig verwendbar.

Die Taschenbuchversion

Anzahl	Kosten je Timer
1–3	3,00 € (Versand inkl.)
4–49	1,50 €* 3–49
50–99	1,00 €* 50–99
ab 100	0,75 €* ab 100

Die Hardcoverversion

Anzahl	Kosten je Timer
1–2	5,00 € (Versand inkl.)
3–49	3,00 €* 3–49
50–99	2,00 €* 50–99
ab 100	1,50 €* ab 100

*Je angefangene 20 kg Versandgewicht zuzüglich 4,60 € Versandpauschale.
Der Timer wiegt ca. 240 g (Taschenbuch) bzw. ca. 330 g (Hardcover).

Bestellung ab sofort

www.bpb.de/timer
Fax: +49 (0) 2 28-99 51 51-1

Für Großbesteller
(ab 250 Stück):
Tel: +49 (0) 2 28-99 51 51-0

Kein Geheimnis:
Wer große Stückzahlen
bestellt, spart jede Menge!

bpb
Bundeszentrale für
politische Bildung

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz.

fluter.de - Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung - Mozilla Firefox

fluter SUCHE

MAGAZIN DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

fluter-Themen: Ab ins Grüne - Junge Muslime in Europa - Startschuss - Solidarität - Feminismus - Megastädte - Protest - Ausgebildet? - H2O - Russland - Images - Märkte - Und jetzt? - Rechtsextremismus - Gleichheit - Werbung - Hallo, Nachbar - Konflikte - * alle Themen

Name: ***** Login

THEMEN

FILM

LESEN

ERFAHRUNGEN

BERUFE

fluter-HEFT

Video | Foto | Audio

FOREN

BLOGS

DEIN BLOG

UMFRAGE

TESTER

AKTIONEN

TIMER

DEIN BEITRAG

REGISTRIEREN

HEFT-ABO

NEWSLETTER

LINKS

Lexikon-Suche:

Was liest denn: Charlotte Roche

Als Mutter eines Kleinkinds kommt man einfach nicht zum Lesen, weiß Charlotte Roche. Und das einzige Buch, was sie in den letzten fünf Jahren gelesen hat, fand sie auch noch doof.

FORUM Deine Buchkritik

Re: James Baldwin Hi Fliegl, schön zu sehen, dass es noch mehr... [hei_kl](#) 09.05.08 09:12

FILM

Paranoid Park

Aus der Welt gefallen

Die Zukunft zurückerobern Politische Filme nach 9/11

FORUM Deine Filmkritik

LESEN

Alison Bechdel: Fun Home

Gezeichnete Autobiographie

Anleitungen zum Männlichsein Das letzte große Geheimnis

FORUM Deine Buchkritik

THEMEN

Junge, Junge ...

Wann ist ein Mann ein Mann?

Körper und Karriere Was denken junge Männer heute über Liebe und Sex?

Kerle in der Krise? Ein Gespräch über männliche Rollenbilder und neue Lebensstile

FORUM Junge, Junge

SCHULBAND DER WOCHE

Gazelle

Hingucken, nicht nur hinhorchen! Denn: "Unsere hübschen Sängerinnen tragen auch bei passenden Auftritten sexy Kleider."

FOREN

Feminismus

Ein Wort, bei dem sich viele Geister spalten. Wir wollen wissen, was du über...

Solidarität

Die Menschen in den modernen Gesellschaften leben immer individueller. Kann...

Megacity

Immer mehr Menschen leben in immer größeren Städten. Diese Entwicklung...

Protest

Gründe, gegen etwas zu protestieren, gibt es viele. Aber was zeichnet einen...

Zwischenmenschliches

Du hast Probleme oder Fragen und möchtest mit anderen Menschen darüber...

Deutschland

Was gefällt dir an Deutschland? Was stört dich? Wie fühlt es sich an...

Aktuell

Hast du etwas zu Ereignissen in Politik und Gesellschaft zu sagen? Hier hast...

Glauben

Glaubst du? An wen, was und wie? Und wenn nicht, warum?

Auf die Ohren - Das Musik-Forum

Welche Musik hörst du? Welche nicht? Das Forum für Tipps und Flopps.

Deine Buchkritik

Warum solltest du das Bücherbewerten anderen überlassen? Schreib deine...

Deine Filmkritik

Welchen Film hast du zuletzt gesehen? Wie fandest du ihn? Schreib

DOSSIERS

Europa

Politik - Gesellschaft - Grenzen - Recht

Reality TV

Vor der Kamera und hinter den Kulissen

Migration

Schule - Identität - Leben - Mitbestimmung

USA

Politik - Gesellschaft - Kultur

BLOGS

Blog: Reps & Dems

Wie kommt der - oder sogar die - nächste US-Präsident-In in's Weiße Haus? Ein Blog zu Billaries, Huckaboom und Obamania und... von: [Adrienne](#)

Von Kopf bis Fuß auf Siegen eingestellt | 13.05.2008

Gestern habe ich einen Stapel Geburtstagskarten...

FLUTER-HEFT

fluter erscheint viermal im Jahr als Heft, das du als PDF im [Heft-Archiv](#) herunterladen kannst. Die letzten Ausgaben:

FOREN

Junge, Junge

Re: [Menschsein!](#) Es wäre sehr schön, wenn die alte... [Staffan](#) 20.05.08 23:11

Re: [Kerle in der Krise?](#) Zitat: "Die Jungen sind nicht in der Krise, die..." Patrick 19.05.08 13:27

Natur

Re: [Natur und modernes Leben](#) Weise Worte. Bei der Evolution ist